

**2** € davon 1 €  
für den/die  
Verkäufer/in

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

Bitte kaufen  
Sie nur bei  
AUGUSTIN-  
KolporteurInnen,  
die sichtbar  
ihren Ausweis  
tragen!

# AUGUSTIN

[www.augustin.or.at](http://www.augustin.or.at)

NUMMER 194/JÄNNER 07

LIEBE ÖGB-LER UND ÖGB-LERINNEN, TUT WAS:

**RESPEKTIERT  
DIE NIXTUER!**



ORANGE94.0

RADIO AUGUSTIN

Mo und Fr 15.00-16.00 Uhr  
auf Orange 94.0, dem  
Freien Radio in Wien.  
UPC Telekabel 92.7  
Live-Stream [www.o94.at](http://www.o94.at)



**SCHWERPUNKT ALTENPFLEGE:**

**WERNER VOGT BLEIBT STÖREND  
NEUE SERIE »FREMDE MUTTER«**

## INHALT



Foto: LANG

Er werde das »Entmündigungssystem Altenpflege« im Auge behalten, kündigt Ex-Pflege-Ombudsmann Werner Vogt an

Seite 18

»SAND & ZEIT«-TAGEBUCH	3
FANPOST	4
Gustl	4
HEROES	
Das Café Ritter ist Ahmadous zweites Zuhause	
»Die Zeitungskäufer geben mir eine Chance«	6
TUN & LASSEN	
Magazin	8
Konkurrenz der Straßenzeitungen in Berlin	
Geschrumpfter Kuchen	9
Die Gewerkschaftsreform erfordert neues Denken	
Lohnarbeit – kein Lebenszweck!	10
Thema »Fehlverhalten der Justiz«	
Willkür und Selbstkontrolle	12
Franz Bogenreiter von der Gesellschaft für bedrohte Völker	
Unsere Heimat tschetschenenfrei?	14
Tagebuch einer pflegenden Annäherung	
Fremde Mutter	16
Ex-Pflege-Ombudsmann Werner Vogt: Systematische Gewalt im Heim	18
»Asyl in Not«	
Bei aller Pietät	20

## VORSTADT

Lokalmatador Norbert Donhofer	
»Um das Buch herum«	21
Jahresrückblick 2006:	
FC Schwarz-Weiß Augustin	22
Kick-Tipp	22
Coaching-Zone	23
Wiener Ausfahrten 63	
Café Sperll.	24

**StrawwanzerIn, die Wien-Programmbeilage zum Herausnehmen.**

## KRAUT &amp; RÜBEN

Kreuz & Wort	25
Marktplatz	26
Mehmet Emirs Briefe an den Vater,	

Desperado-Schach 27

## ART.IST.IN

MAGAZIN 28-30

Österreich wurde nicht geschaffen, damit es aktive Bürger gibt	
... und Europa wird daran nichts ändern	31
Das ehemalige Jugendgericht als »Puppenstube«	
Feldforschung am Leichnam	32
Musikarbeiter unterwegs – Naked Lunch	
Die beste Band der Welt	33
Versch(r)obene Künstlerlogik	
Ein Biotop aus 212 Büchern	34
Anstiftung zum Wiederentdecken von Karl Kraus	
Karl Kraus zwischen alter und neuer Kunst	36
Über die relative Ohnmacht des kritischen Journalismus	
Schauen, wo die Festung bröckelt	38

## LITERATUR-WERKSTATT

Helga Pregebauer: dream, Eros	39
François Bourdin: Weihnachten 2006	41
Heidemarie Ithaler-Muster: Ich glaube, ich bin unterwegs	42
alexander weiss: Stellungnahme	43
OttaGringo	43
Engelbert: Und ewig lockt die Stute	44
Blitzsteins Donnergerollen	45
Stammtisch-Korrespondentin Lydia Rabl: Wer glaubt, gewinnt	45
Ernst Stummer: Einbrechernostalgie	46
Gottfried: Tagebuch eines Augustin-Verkäufers	47



## AUGUSTIN

## Herausgeber und Medieninhaber:

Verein Sand & Zeit.  
Herausgabe und Vertrieb der Obdachlosenzeitung AUGUSTIN.  
Vereinsitz: 1050 Wien, Schloßgasse 6-8

## Internet:

http://www.augustin.or.at  
updating: Gabi Lempradl

## Organisation

(Vertrieb/ Kolporteur/ Vereinsangelegenheiten)  
Team: Andreas Hennefeld, Riki Parzer, Eva Rohrmoser  
1050 Wien, Schloßgasse 6-8  
Tel.: (01) 54 55 133  
Fax: (01) 54 55 133-33  
vertrieb@augustin.or.at

## Redaktion

(Abos/ Schreibwerkstatt/ Öffentlichkeitsarbeit)  
1040 Wien, Mostgasse 7/3  
Tel.: (01) 587 87 90  
Fax: (01) 587 87 90 – 33  
redaktion@augustin.or.at

## Redaktionsteam:

Karl Berger, Robert Sommer (DW: 11) (Koordination und Gestaltung); Andreas Hennefeld, Mario Lang (DW: 13), Erika Parzer, Claudia Poppe, Eva Rohrmoser, Reinhold Schachner (DW: 12), Christina Steinle, Angela Traubnig (DW: 10), Aurelia Wusch

## MitarbeiterInnen:

Illustrationen: Anton Blitzstein, Markus Kircher, Thomas Kriebaum, Julius Mende, Carla Müller, OttaGringo, Richard Schubert, Erich Tiefenbach. Fotos: Magdalena Blaszcuk, Vera Brandner, Mehmet Emir, Francois Mori, Johannes Puch, Rainer Riedler, E. Schlegel / E. Würdinger, Christoph Witoszynskij. Texte: Karin Bischof, Franz Blaha, Francois Bourdin, Mehmet Emir, Engelbert, Hans Götzel, Gottfried, Heidemarie Grübler, Lutz Holzinger, Heidemarie Ithaler-Muster, Kerstin Kellermann, Volker Kier, Rainer Krispel, Uwe Mauch, Bärbel Mende-Danneberg, Helmut Neundlinger, Thomas Northoff, Helga Pregebauer, Lydia Rabl, Erwin Riess, Martin Schenk, Richard Schubert, Ernst W. Stummer, Alexander Weiss, Christoph Witoszynskij. Kreuzworträtsel: Eva Wagner. Texterfassung: Luvi. Lektorat: Richard Schubert.

## StrawwanzerIn:

E-Mail: strawwanzerin@augustin.or.at

## Radio Augustin

Verantwortlich: Aurelia Wusch  
1040 Wien, Mostgasse 7/3  
Tel.: (01) 587 87 90 – 14  
radio@augustin.or.at

## TV Augustin

Verantwortlich: Christina Steinle  
1040 Wien, Mostgasse 7/3  
Tel.: (01) 587 87 90 – 15  
tv@augustin.or.at

## Inserate (KEINE Kleinanzeigen! Für Gratis-Wortanzeigen siehe Hinweis auf Seite 26):

Gerda Kolb  
Tel.: 0 699 19 42 15 92  
E-Mail: inserate@augustin.or.at

## Druck:

Herold Druck- und Verlagsgesellschaft  
1032 Wien, Faradaygasse 6

## Information:

AUGUSTIN erscheint 2 x im Monat.  
Auflage dieser Nummer: 55.000

Mitglied des International  
Network of Street Papers



AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen

PSK, Blz 60.000, Nr. 92 051 517  
Bawag, Blz 14.000, Nr. 05 010 666 211

# 11%K-Theater gastierte im Wiener Paulo Freire Zentrum Seid nichts könnt nichts wisst nichts



## TAGEBUCH

**A**ufmerksamkeit und Respekt für die Augustin-SchauspielerInnen: »Die Aufführung des Theaterstücks ›Unschuldig‹ des Ensembles 11%K.Theater der Straßenzzeitung Augustin bildete den krönenden Abschluss des Symposiums ›Volksebildung heute?‹«, schrieb Marion Gollner für die Website des Paulo Freire Zentrums. In Anlehnung an den brasilianischen Theatertheoretiker Augusto Boal wolle das Ensemble die Realität nicht nur interpretieren, sondern auch verändern. In diesem Fall war es die Realität von Arbeitssuchenden beim Arbeitsmarktservice.

Auf gewisse Art und Weise seien sie alle unschuldig und Opfer des Systems, die ProtagonistInnen des Theaterstücks: »Da wäre einmal der AMS-Berater Kleinschmidt, der trotz rekordverdächtigen Höhenflügen bei der Cyber-Moorhuhnjagd immer noch genügend Arbeitszeit aufbringt, um einem arbeitslos gewordenen Totengräber einen viel versprechenden Job im Irak anzubieten. Voraussetzung ist jedoch der Besuch eines AMS-Kursmoduls. Ein derartiges Engagement muss natürlich belohnt werden, handelt es sich dabei immerhin um den fünf-hundertsten Schulungsabschluss des Herrn Kleinschmidt in Folge.

Doch statt einer satten Prämie zur Realisierung des lang ersehnten Florida-Urlaubs bleibt es beim alljährlichen Familienrundumerlebnis ›Neusiedler See‹. (...) Ein Dequalifizierungskurs für ArbeitnehmerInnen scheint der letzte Ausweg, um den ehrgeizigen Mitarbeiter in die Schranken zu weisen. Dort angekommen findet sich Kleinschmidt in guter Gesellschaft – vom Gärtner bis hin zur Psychoanalytikerin kämpfen sie alle mit demselben Problem: Sie sind zu teuer, zu eigenwillig und zu alt! Aber es wäre doch gelacht, könnte man sie nicht innerhalb weniger Wochen in willige, billige und auf dem Niveau eines Kindes stehende gebliebene Arbeitskräfte verwandeln. Zu diesem Zweck haucht Margarethe Drill den KandidatInnen bereits morgens mit Parolen wie ›Ihr seid nichts, ihr könnt nichts und ihr wisst nichts‹ neuen Lebensfrust ein.«

Im zweiten Teil des Stücks komme es zur Überreichung der Zeugnisse für die bestandene Dequalifizierung: »Hart war der Weg, aber es hat sich gelohnt – zumindest für einige der TeilnehmerInnen. So beispielsweise für Herrn Kleinschmidt, der zum Sektionschef des Sozialministeriums befördert wurde. Die Zeiten, als er sich noch mit Arbeitslosen herumärgern musste, sind ein

für alle mal vorbei. Störend ist jetzt nur noch die karibische Sonne. Doch selbst unter diesen widrigen Umständen, kennt der neu erweckte Einfallsreichtum des Herrn Kleinschmidt keine Grenzen. Dem Dequalifizierungskurs ist es wohl zu verdanken, dass Reformvorschläge wie die Gehsteigsteuer, die Verstaatlichung des Augustin oder die Hinaufsetzung des Pensionsantrittsalters auf 95 nun endlich realisiert werden können. Doch wie die Er-

fahrung zeigt, wird es auch hier nicht ganz ohne Fortbildungskurse gehen.«

Der Bericht über die Aufführung endet mit einer kurzen Inhaltsangabe des anschließenden Gesprächs der Augustin-Theaterleute mit dem Publikum.



AMS-Klientin (links unten) und AMS-Berater (rechts unten) mit ihren jeweiligen Schutzgeistern

## EDITORIAL

### Mittwoch wird Augustintag

Dass »zweimal im Monat« nicht identisch ist mit »alle 14 Tage«, werden die BlattmacherInnen des Augustin bald an Leib und Seele spüren. Für die LeserInnen hat die Änderung der Erscheinungsweise, die ab Mittwoch, 31. Jänner in Kraft tritt, unter anderem folgenden Vorteil: Das Rätseln, wann der nächste Augustin denn nun erscheine, ist Vergangenheit. Mittwoch wird Augustintag. Jeden zweiten Mittwoch (fix) gibt's die Zeitung druckfeucht. Vielleicht sollte man den Mittwoch dann überhaupt zum Augustintag umbenennen. Keine schwarze Katze wird dem Mittwoch eine Träne nachweinen. Eine uns bekannte Macht setzte den künstlichen und arithmetischen Namen Mittwoch durch, um die Erinnerung an falsche Götter auszumerzen. In den meisten

anderen europäischen Sprachen ist der mittlere Tag der Woche den Herren Wotan und Merkur gewidmet. Die können uns auch.

\*

»Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt, wir sind der Sämann, die Saat und das Feld ...«, heißt es im roten Kampflied »Die Arbeiter von Wien«. Augustin-VerkäuferInnen verbreiten es derzeit massenhaft, denn es ist in zeitgenössischer Interpretation auf der CD des Stimmgewitter Augustin (»Kitsch & Revo«) zu hören. So selbstbewusst die Arbeiterbewegung zur Zeit, als diese »Hymne« populär war, aufzutreten pflegte, so sehr ging sie den Kapitalisten auf den Leim: Sie glaubte, dass es ihre Bestimmung sei, die Arbeits-

moral bzw. die Idee, die Berufarbeit sei Lebenszweck des Menschen, hochzuhalten. Inwieweit der ÖGB in der Tradition dieser Arbeitsglorifizierung steht, will Lutz Holzinger wissen. Sein Artikel ist den Delegierten des bevorstehenden ÖGB-Kongresses gewidmet. Werden sie in Hinkunft, wie es sich gehört, jene Zeitgenossen als vollwertig respektieren, die freiwillig oder gezwungen ihre »Arbeitsmoral« nicht demonstrieren wollen oder können? Das sollten sie nebenbei dem Stimmgewitter zuliebe tun. Der Clochard-Klangkörper, sangesfreudiger Repräsentant der »unproduktiven« Minderheit, vollbringt immerhin etwas, was die Damen und Herren der Gewerkschaft nicht mehr leisten wollen: Fern von Erwerbsarbeit ehrt es die alten Ohrwürmer aufmüppiger ArbeiterInnen.

\*

»Womit ich absolut nicht gerechnet habe: Dass meine Mutter schwer alzheimerkrank ist. Davon hatte mir keines meiner drei Geschwister etwas gesagt. Seit 30 Jahren lebe ich in einem anderen Land und habe meine Mutter nur sporadisch in den Ferien gesehen. Mutter war zwar vergesslich und hatte immer einen passenden Spruch parat – aber alzheimerkrank?« Unverhofft kam die Journalistin Bärbel Mende-Danneberg in die Situation, ihre demenzkranke Mutter zu pflegen, ohne wirklich zu wissen, worauf sie sich da einlässt. Der Augustin publiziert ab sofort ihr Tagebuch des Alltags mit der »fremden Mutter« in acht Teilen. Ein journalistischer Zugewinn, der auch als Kritik an den Machthabenden zu lesen ist: Wenn 80 Prozent der zu pflegenden Menschen von ihren Angehörigen, meist weiblich, betreut werden, weist das auf einen akuten Pflegenotstand hin.



**ZUM FALL »GUTE MELDUNG – PROKOP TOT«**

Nicht sein unermüdlicher Einsatz für Asylsuchende, sondern sein – zugegeben unsensibler – Sager zum Ableben der Innenministerin Liese Prokop haben »Asyl in Not«-Obmann Michael Genner landauf, landab berühmt gemacht: als Buhmann der Nation.

Genner hatte am 23. Dezember, also vor Prokops Tod, Bilanz über das Jahr 2006 gezogen – aus der Sicht eines Menschenrechtsaktivisten, der allen Grund hatte, seinen Frust über die Regierungsarbeit hinauszuschreien. Genner schrieb unter dem Titel »Ein schreckliches Jahr geht zu Ende« unter anderem: »Tut mir leid, liebe Leserinnen, liebe Leser – ich kann euch nichts Schönes schreiben. Nichts Weihnachtlich-Beschauliches. Ich würde ja gerne. Aber dieses Land war seit 1945 noch nie so tief unten wie jetzt. Noch nie wurden Menschenrechte so schamlos gebrochen. Noch nie hat man verzweifelt, Schutz suchende, traumatisierte Menschen so unmenschlich behandelt. Noch nie war das Asylrecht derart abgeschafft wie heute. Trotzdem haben wir Erfolge erzielt:

Abschiebungen verhindert, Menschen aus der Schubhaft freige-kämpft. 56 erwachsene Flüchtlinge, die wir rechtlich vertraten, und 44 Kinder erhielten bis heute Asyl. 14 Dublin-Bescheide wurden dank unseren Rechtsmitteln behoben. Jeder dieser Siege ist hart erkämpft – und doch nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Wir wissen nur zu genau, wie enge Grenzen unserer juristischen Kunst gezogen sind. Besser werden kann es nur durch politischen Kampf. Und da sind alle gefordert, alle NGOs, alle Menschen guten Willens in der Politik, in den Medien, den Gewerkschaften und Glaubensgemeinschaften. Sie alle rufen wir auf, mit uns ihre Stimme zu erheben: Dieses Regime, das ungeniert weiterregiert, als wäre es nicht längst abgewählt, muss endlich weg. Es hat genug Unheil angerichtet in unserem Land! Dieses Fremdenrechtspaket gehört aufgehoben. Die Beamten, die die Menschenrechte brechen, müssen vor Gericht und hinter Gitter kommen ...«?

Man muss diese Radikalität nicht teilen. Aber es ist doch klar, dass von Menschen wie Genner, die die Politik Pokops nicht anders als zynisch gegenüber Asylsuchenden wahrnehmen konnten, nicht zu erwarten ist, die allgemeine Betroffenheits-Inszenierung mitzumachen. Diese hat nach dem Grundsatz der Doppelmoral, »über Tote nichts Schlechtes zu sagen«, in eine Orgie der Glorifizierung der Tätigkeit der Innenministerin gemündet. Sehr klug hat meiner Meinung »Asyl in Not«-Ehrenobmann Volker Kier reagiert. »Selbstver-

### Rätselauflösung für Heft 193

1	P	E	R	V	E	R	S	I	T	A	E	T	K	N	U	L	L						
I	A			13	O	A		14	E	U	R	D	15	P	A	16	E	E	R	A			
17	C	18	U	P		19	B	E	T	R	U	G		20	D	A	R	I	N	N	E	N	
22	K	A	P	23	P	E		24	Z		F	U	N	E	R	A	L	I	E	N			
26	E	S		R		27	E		28	F	E	S	T	S	I	T	Z	U	N	G			
29	L	E	B	E	N	30	S	W	E	L	T		31	S	T	E	U	R			32	W	
H			33	S	I	T		34	G	S		35	U	T	A		G		36	O	S	A	
37	A	U	38	S	E	E		39	G	E	W	E	H	R	E			40	I	B		H	
U			41	U	N	T	I	E	F	E		43	R	A	T	I	O	N	E	L	L		
47	B	48	U	T	T	E	R	R	E	I	S		49	F	I	L	I	G	R	A	N		
50	E	R	E			51	R	A	U	B		52	R	E	S	L	L		53	I	A		
	54	N	O		55	S	I	D	E		56	R	E		57	C	O	D	E		58	B	C
60	B	E	F	I	N	G	E	R	N		61	S	C	H	L	O	S	S					

ständig waren die Formulierungen Michael Genners in seiner Aussendung vom Neujahrstag 2006 (»Die gute Meldung zum Jahresbeginn: Liese Prokop ist tot«) inakzeptabel und auch weder dem Geschehen angemessen noch seinen und unseren Anliegen entsprechend«, stellte er fest. Allein der Tod eines Menschen biete aber per se auch noch keinen Anlass zu Glorifizierungen, wie sie ob der Verstorbenen derzeit quer durch alle politischen und nichtpolitischen Lager zu vernehmen seien.

Der beleidigte Staat will nun seinen lästigen Gegner Michael Genner zur Strecke bringen; Genner hat ihm einen passenden Anlass geliefert. Die Anklagebehörde prüft, ob der »Asyl in Not«-Obmann den Tatbestand der Beleidigung bzw. der üblen Nachrede er-

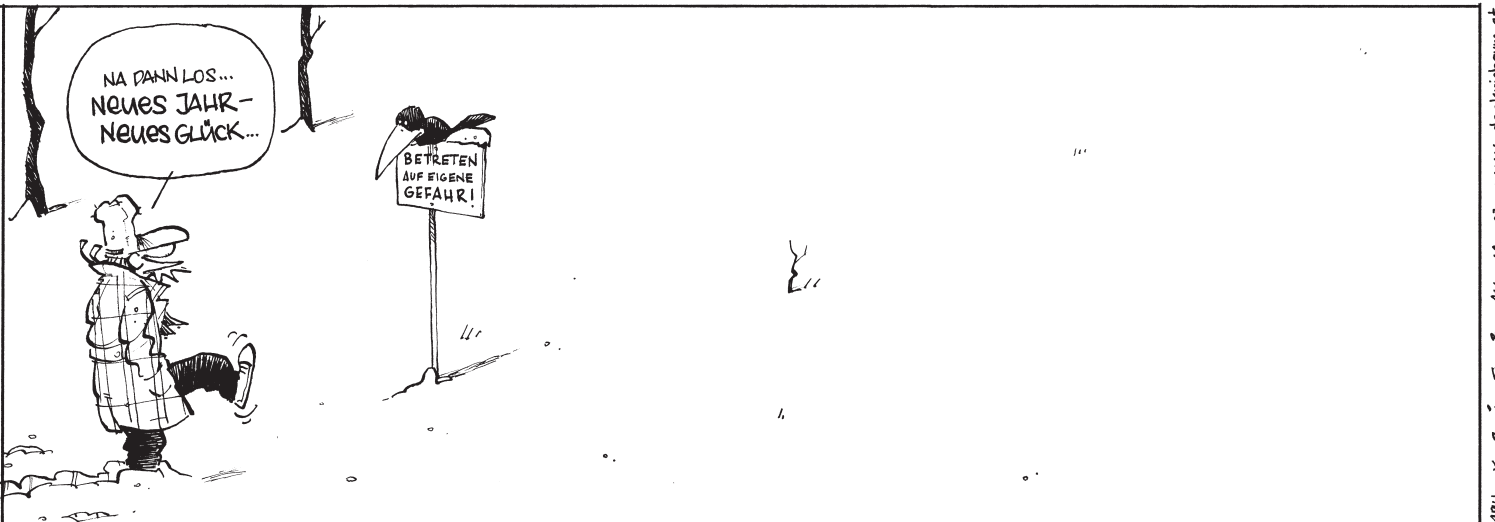
füllt hat. Ich wünsche mir für 2007, dass Genner seine Sprache vermenschlicht, dass Justiz und Staat davon absehen, einen der engagiertesten Menschenrechtskämpfer des Landes zu kriminalisieren und dass der oder die neue Innenminister/in ein anderes Format hat als die ehemalige Mehrkampfsportlerin.

*Mag. Lisa Liebenauer,  
E-Mail*

**IN WIEN SAN'S DA SOGOA DEN KREBS NEIDIG**

Liebe Augustin-RedakteurInnen, soeben habe ich »mit Genuss und Belehrung« (F. Torberg – Die Tante Jolesch) eure neueste Ausgabe des Augustin gelesen. Zwei Artikel sind mir besonders aufgefallen:

**GUSTL**



194 x 210 mm www.derkrabaum.at

»Weihnachten 2006« von Peter Haselmayer hat mich – nicht mehr so wirklich ganz jungen Agnostiker – beinah zu Tränen gerührt. Noch nie habe ich so eine nette Weihnachtsgeschichte gelesen, und hoffentlich begegnen im wirklichen Leben die Seppen und Marianas wirklich dem Sandlerkönig Eberhard und seinen Habaran!

Das zweite ist leider weniger schön, die Geschichte in der »Fanpost« zu dem Opel fahrenden Augustin-Kolporteur. Leider hatte ich in der letzten Zeit wenig Gelegenheit, den Augustin zu lesen, mein Stamm-Kolporteur beim Spar in Atzgersdorf (mea culpa, ich merk' mir seinen Namen nicht!) musste seinen kranken Vater besuchen – in Syrien, per Linienbus quer durch Europa und Anatolien. Ich weiß nicht, ob ich das durchhalten könnte! (Kleiner Literaturtip dazu: »Das neue Leben« von Orhan Pamuk, geschriebenes Road-Movie über Linienbus-Reisen durch die Türkei).

Na jedenfalls, die Leserbriefe zu diesem Thema haben mich an einen Ausspruch vom leider viel zu früh verstorbenen Kabarettisten Hans-Peter Heinzl erinnert: »In Wien san's da sogoa den Krebs neidig!«

Wie kann man so über einen Menschen urteilen, ohne ihn zu kennen? Jemand, der um zu überleben, sich in zugige U-Bahn-Stationen oder sonstwo auf die Straße stellt und Zeitungen verkauft! Diese Geisteskinder sind sonst nur in den Seiten der Leserbriefe des berüchtigten Kleinformats zu finden. Darf sich so jemand (die Kolporteur, nicht die Leserbriefschreiber F.W., S.P., Dr.P.M und Konsorten) etwa nichts gönnen?

*Ing. Michael Wöber,  
E-Mail*

**POLITISCH UNGLAUBLICH KORREKT**

Ich blättere gerade in Nummer 193. Ich halte den Inhalt Ihrer Zeitung für wirklich interessant und lese sie immer wieder gerne. Was mir aber zunehmend auf die Nerven geht, ist Ihre politisch unglaublich korrekte Ausdrucksweise, die Ihre Zeitung immer schwerer lesbar macht. Und zum Teil treibt das unsinnige Blüten. Foto mit einer Frau und 3 Män-

**ERZIEHUNG ZUM MÜNDIGEN KONSUMENTEN**

Als regelmäßiger und aufmerksamer Augustin-Leser ist mir aufgefallen, dass die Rubrik »Museum entbehrlicher Dinge« nicht mehr drinnen ist ... Hätte da wieder mal ein Foto, das meiner Meinung nach ganz gut dort reinpasst – und vielleicht zu einer Rubriken-Reanimierung motiviert. Aufgenommen in einer Drogeriemarktkette, macht das Foto klar, wie konzernorientierte Erziehung zum mündigen KonsumentInnen-Dasein aussieht: Einkaufswagen auch für die Kleinsten – damit eben keine Altersschicht benachteiligt wird ... Wer dahinter unlautere Absichten vermutet, hat wohl keine Ahnung von Gleichberechtigung!

*Andreas Budin,  
E-Mail*



nern mit der Unterschrift: (Frau) Jutta im Kreise von AktivistInnen. Lauter männliche AktivistInnen, aber egal. Der Leser/die Leserin muss darauf vertrauen, dass der Redakteur/die Redakteurin vom Fotografen/der Fotografin wohl darüber informiert wurde, dass da noch weitere (weibliche) AktivistInnen (denn wir wissen nun, dass es ja auch männliche AktivistInnen gibt) daneben standen. Was sagen denn die Leservertreter und Leservertreterinnen sowie Leserinnenvertreter und Leserinnenvertreterinnen dazu? Dem Leser/der Leserin, der/die seinerzeit in der Schule seinem/ihrer Lehrer/seiner/ihrer Lehrerin gut zugehört hat und sich an die Mehrzahlregeln der deutschen Sprache erinnert, dreht sich jedenfalls der Magen um bei derartigen rhetorischen Klimmzügen. Muss das sein?

*Bernhard Pacher,  
E-Mail*

**DAS SPARBUCH ALS KONTO DER VERLIERERINNEN**

Immer wieder kommen in der medialen Diskussion Klagen vor,

dass Personen mit Schulden oder laufenden Konkursverfahren kein Bankkonto eröffnen könnten, was weiterhin dazu führe, dass diese Personen es dadurch sehr viel schwerer hätten, einen geregelten Arbeitsplatz zu bekommen bzw allgemein gesellschaftlich stigmatisiert seien. Vor einiger Zeit wurde sogar eine eigens dafür zuständige Bank gegründet. Es wird allerdings oft vergessen, dass ein Konto bei der »Zweiten« dieselbe Aussage transportiert wie gar kein Konto: Dass der Betreffende eben über keine Bonität verfügt.

Anlässlich eines aktuellen Artikels darüber im Augustin halte ich es für wichtig, darauf hinzuweisen, dass es das dort geforderte Konto auf Habenbasis seit sehr langer Zeit bereits gibt – und das für jedermann, ohne jede Bonität und bei jedem Bankinstitut: das Sparbuch. Es erfüllt alle Bedingungen, die man für die erwünschte Sozialkompatibilität braucht: Es ist ein Konto bei (jedweder beliebigen) Bank, es hat eine Nummer, die man angeben kann und jedes Unternehmen kann einwandfrei darauf Geld überweisen. Was es nicht kann

ist, dass man von dort auch etwas wegüberweisen kann, auf eine andere Bankverbindung. Dafür trägt es aber – im Gegensatz zum Girokonto – Zinsen und fordert kaum Gebühren, was für verschuldete Personen durchaus wichtig sein kann.

Diese Tatsache scheint interessanterweise weithin unbekannt zu sein: Sogar die Schuldnerberatung Wien weiß nichts davon und empfiehlt ihren Klienten die Zweite Bank, mit dem Ergebnis, dass ein Konto dort wohl ein Girokonto ist, allerdings jemand, dem man diese Bankverbindung nennt, sofort Bescheid weiß, dass der Kontoinhaber anderswo kein Konto haben könnte. Zudem kostet's zusätzlich Geld.

Die Schuldnerberatung Wien will allerdings davon nichts wissen: Auf einen entsprechenden Anruf wurde das Gespräch nach kurzer Zeit abgebrochen: Man wisse schon, was man tue, und hilfreiche Hinweise seien nicht erwünscht. Ob das die Hilfesuchenden allerdings auch so sehen, darf bezweifelt werden.

*Wolfgang Biebel,  
E-Mail*

Das Café Ritter ist Ahmadous zweites Zuhause

# »Die Zeitungskäufer geben mir eine Chance«

*Er mache immer das Beste aus seiner Situation, lautet der einhellige Tenor, wenn man Ahmadou Sow von Menschen aus seiner näheren Umgebung charakterisieren lässt. Darüber hinaus gilt er beim Augustin als Pionier: Er war der zweite Schwarze, der die Straßengazette Augustin unter die Wiener Bevölkerung brachte, und der erste, der Fußball für die Mannschaft der Straßenzzeitung ins Tor versenkte.*

Ich spaziere immer zwischen Café Westend und dem Naschmarkt«, so beschreibt Ahmadou Sow seine Arbeit. Wir sitzen im Zentrum seines Betätigungsfeldes im Rahmen der Straßenzzeitungskolportage, und zwar im Café Ritter. Über dieses Café ist im Führer Kaffeehäuser in Wien von Christopher Wurmdobler zu lesen: »Überhaupt ist das Ritter einsame Spitze, was die Grantigkeit seiner Ober betrifft. Wenn man jedoch regelmäßig als Gast vorbeischaute, taue sie auf und werden, natürlich auch abhängig vom Trinkgeld, sogar freundlich.«

Seit fünf Jahren geht der Kolporteur in dieses Kaffeehaus in der Mariahilfer Straße, um seine gedruckte Ware anzubringen. Als der freundliche Kellner zu uns an den Tisch kommt, gibt mir Ahmadou zu verstehen, dass für ihn kein Konsumzwang bestünde, mehr noch, dass er an diesem Ort seine Getränke nicht bezahlen müsste, denn: »Es ist mein zweites Zuhause in Wien.« Weshalb die Kellner dieses Cafés viel für Ahmadou übrig haben, das kann sich der Zeitungsverkäufer nicht erklären. Jedenfalls lässt Ahmadou sie nicht einmal an den Grant denken, obwohl

davon auszugehen sei, dass sich ein Zeitungsverkäufer die Sympathien nicht mit Trinkgeldern erkaufen können wird.

Ahmadous erstes Zuhause ist nicht weit vom Arbeitsplatz und Nebenwohnsitz Café Ritter entfernt. Es befindet sich im gleichen Bezirk, doch das urbane Flair rund um seine Wohnung unterscheidet sich beträchtlich vom Einkaufsstraßenflair der Mariahilfer Straße. Die mühsame Wohnungssuche fand erst aufgrund einer taktischen Maßnahme ein vorläufiges Ende. Der Guineer war bei seiner Wohnungssuche, die aufgrund xenophober Reaktionen »schlimm« verlief, auf »weiße« Hilfe angewiesen. »Ständig hörte ich, keine Ausländer«, erzählt Ahmadou, und erst durch eine österreichische Freundin konnte die erste Hürde, überhaupt einmal eine Wohnung besichtigen zu können, übersprungen werden. Also vereinbarte die Österreicherin für den Guineer einen Wohnungsbesichtigungstermin, der von Erfolg in Form einer kleinen Privatwohnung am Gürtel gekrönt war. Seine erste Bleibe in Privatmiete ist klassischerweise dem Standard entsprechend völlig überteuert, doch Ahmadou ist trotzdem stolz darauf, nicht mehr auf Betten in Caritas-

wohnheimen angewiesen zu sein. Diesen Wohnabschnitt hat er hinter sich gelassen, aber nicht die Erinnerung an eine Mitarbeiterin der Caritas, die ihn immer unterstützt habe.

Es fällt auf, dass Ahmadou in unserem Gespräch einige Personen hervorhebt, die ihm unter die Arme gegriffen haben. Der Straßenzzeitungsverkäufer weiß diese Hilfe von Menschen aus seiner nächsten Umgebung zu schätzen und betont auch die Rolle der ZeitungskäuferInnen: »Sie geben mir eine Chance.« Dazu erzählt Ahmadou wie er immer wieder Solidarität erleben könne. Am Naschmarkt habe ihn eine Frau schon öfters aufgefordert, nach Afrika zurückzukehren. Ahmadou erwähnt dies aber nicht, um die Frau zu desavouieren, sondern um die Reaktionen der PassantInnen würdigen zu können: »Viele Leute, die das hören, kaufen dann erst recht bei mir Zeitungen. Das gibt mir das Gefühl, nicht alleine zu sein.«

## Ahmadou ist Verkaufsprofi

Im September 2000 sei er von Guinea aus zu Fuß in den Senegal aufgebrochen. Guinea liegt im Westen Afrikas und hat knapp zehn Millio-

nen EinwohnerInnen auf einer dreimal so großen Fläche wie Österreich. Französisch ist die Amtssprache und der sunnitische Islam ist die vorherrschende Religion. Über 80 Prozent der aktiven Bevölkerung arbeitet in der Landwirtschaft.

Über die Gründe, die Ahmadou Sow sein Heimatland verlassen ließen, wollte er nicht sprechen. Nur so viel, die Flucht dauerte ein Jahr, bis er über Italien nach Österreich gelangt sei. Über sein Leben in Guinea gibt er preis, dass er dort zwölf Jahre in die Schule gegangen sei und anschließend in einem großen Kaufhaus als Verkäufer gearbeitet habe: »Beim Augustin mache ich jetzt dasselbe«, lautet die ironische Bemerkung zu seiner Vergangenheit im Kaufhaus. Ahmadou gibt zu verstehen, dass er ein Talent fürs Verkaufsgeschäft hat. In Wien begann er bei »Die Bunte« mit dem Straßenzzeitungsverkauf und nahm dann bald auch noch den Augustin unter seine Fittiche, wo er der zweite Schwarze unter den VerkäuferInnen war. Das Vertriebsbüro des Augustins vermeldet darüber hinaus auch einen Verkaufsrekord von Ahmadou. Er habe von der ersten CD des Stimmgewitters Augustin mit Abstand die meisten verkauft. »Das haben sie zu mir

auch gesagt«, meint Ahmadou trocken zu seinem ersten Platz in dieser Rangliste, der weniger Ruhm und Anerkennung als Erstaunen einbringt. Ahmadou widerlegte die betriebsinterne Hypothese, dass sich die Tonträger des rüdigsten Gesangsvereins nur von echten Wiener Strizzis gut verkaufen ließen. Sein Erfolg liegt vermutlich darin, dass er einen Verkäufertypus verkörpert, der das Gegenteil eines schmierigen Gebrauchtwagenverkäufers darstellt. Ahmadou hat einfach eine gewinnende Ausstrahlung. Über die



Ahmadou Sow »spaziert« beim Zeitungsverkaufen durch die Lokale im 6. und 7. Bezirk



FOTOS: MARIO LANG

Ahmadou ist Verfechter des Ausdrucks »Kollege«

Stimmgewitter-CD meint er: »Das ist richtige österreichische Musik.« Und er liebe traditionelle Musik. Die Frage, ob er selbst Musiker sei, muss er mit einem »leider nicht« verneinen und weist darauf hin, dass in Guinea sehr viele Leute Musik machen würden, doch er ginge bloß sehr gerne tanzen.

**»Mistkübel, Besen und Zug fährt ab«**

Zurzeit absolviert Ahmadou Sow, seine Muttersprache ist Fola, einen Deutschkurs. »Vorher habe ich nur auf der Straße Deutsch gelernt. Entweder mit meinen Arbeitskollegen von der MA 48 oder mit den Kunden beim Augustinverkaufen.« Seine ersten Worte bei den 48ern seien »Mistkübel, Besen und Zug fährt ab« gewesen, erzählt ein in Lachen ausbrechender Ahmadou, doch seine Kritik am politischen Klima in diesem Land lässt nicht lange auf sich warten. Fünf Jahre lang war er Straßenkehrer bei der MA 48. Das war die Arbeit, der er als Asylwerber für

15 Stunden die Woche nachgehen durfte. Nichts hätte er lieber gemacht als einen »richtigen Job«.

Letzten August brach für ihn dann endlich ein neuer Lebensabschnitt an – er erhielt einen positiven Asylbescheid. Im Zuge dessen absolviert er noch bis kommenden April einen Integrationskurs, der ihn zeitlich sehr strapaziert. So muss er das Zeitungsverkaufen reduzieren, denn nach dem tagsüber stattfindenden Kurs heißt es abends Hausübungen machen. Somit fällt wegen des Kurses für ihn auch das Fußballspielen beim SW Augustin zum Opfer. Ahmadou war jener Spieler, der der Truppe der Straßenzeitung zu ihrem Namen Schwarz-Weiß verhalf, d. h. er war der erste Schwarze, der in diesen Reihen ballesterte. Im Jahr 2002 hatte er bei der Qualifikation zur Obdachlosen-Weltmeisterschaft auch einen großen Auftritt – er war erfolgreichster Torschütze des Turniers. Sein Trainer Uwe Mauch bezeichnet ihn als Klassestürmer, der aber keine Defensivarbeit verrichte, doch das Besondere sei seine Rolle als »Vermittler zwischen den Kultu-



Angeblich »granteln« die Kellner im Café Ritter – der Straßenzeitungsverkäufer berichtet vom Gegenteil

ren«. Ahmadou hat nicht nur die weiße kickende Phalanx durchbrochen, sondern auch das Wort »Kollege« zum fixen Bestandteil des Trainingsprogramms gemacht.

Nach Abschluss des Deutschkurses wird sich der Fußballpionier Ahmadou Sow wieder die Fußballschuhe anziehen und für den Schwarz-

Weiß Augustin stürmen, doch sein sportlicher Ehrgeiz ist im Vergleich zum beruflichen bescheiden, denn der 28-Jährige wünscht sich nichts sehnlicher, als eine fixe Stelle als Verkäufer zu bekommen oder vielleicht eine Ausbildung zum Krankenpfleger beginnen zu können.

Reinhold Schachner

Frankreich: Hilfsaktion für Obdachlose hat Regierung zum Handeln gezwungen

## ZELTE IM TOURISMUSVIERTEL

**W**ährend hierzulande bei Redaktionsschluss die beiden Großparteien von der Zivilgesellschaft unbedrängt noch immer bei Koalitionsverhandlungen herumeiern können, zeigen (wieder einmal) französische Verhältnisse, wie von der Straße aus politischer Druck ausgeübt werden kann. Nachdem in französischen Städten die ersten Menschen der Kälte zum Opfer fielen, wuchs der Druck auf die Regierung, die finanziellen Mittel für entsprechende Hilfsorganisationen und Notdienste zu erhöhen. Mit Erfolg, denn mit der Soforthilfe in der Höhe von 70 Millionen Euro können unter anderem die Aufnahmezeiten der Notunterkünfte für Obdachlose verlängert und die gut tausend Plätze in Heimen mit Betreuung innerhalb von zwei Monaten vervierfacht werden.

In Frankreich gibt es bis zu 150.000 Menschen ohne festen Wohnsitz, und für diese legte sich vor allem die Organisation »Les Enfants de Don Quichotte« (Die Kinder von Don Quichotte) ins Zeug. Ver-

treterInnen dieser Organisation errichteten am Kanal Saint-Martin, einem touristischen Zentrum, hunderte Zelte für Obdachlose und traten sogar in Hungerstreik, wodurch PolitikerInnen zum Handeln gezwungen worden sind. Auch dem Aufruf, eine Nacht im Freien zu verbringen, um die Lage der Obdachlosen wenigstens in homöopathischer Dosis mitzubekommen, folgten Dutzende PariserInnen.

Innenminister und Präsidentschaftskandidat Nicolas Sarkozy sprang, weil Wahlkampfzeit ist, auf das medial wirksame Thema auf und versprach im Falle seiner Wahl paradiesische Zustände. Er

werde dafür sorgen, dass in zwei Jahren »niemand mehr auf dem Bürgersteig schlafen und an Kälte sterben muss«. Er möge sich doch ein Beispiel an Alfred Gusenbauer nehmen,

der ja auch, wie im Wahlkampf versprochen, die Abschaffung der Studiengebühren und den Rückzug vom Eurofighterkauf durchgesetzt hat.

reisch



Eine Welle der Solidarität erreichte Obdachlose am Pariser Kanal Saint-Martin

FOTO: FRANÇOIS MORI



eingSCHENKt

## Harry Potter und der Name, den man nicht nennt

**V**oldemort, so heißt der mächtige Zauberer, der nach Harry Potters Leben trachtet und am liebsten die ganze Welt beherrschen will. Die Bewohner der Zauberwelt wagen es gar nicht, Voldemorts Namen auszusprechen. Stattdessen sagen sie: »Er, dessen Namen man nicht nennt« oder »Du weißt schon wer«. Nur wenige, unter ihnen Harry Potter und der Direktor der Zauberschule Hogwarts, Professor Dumbledore, nennen Voldemort so, wie er nun mal heißt. »Nenn ihn Voldemort«, rät ihm Dumbledore. »Nenn die Dinge immer beim richtigen Namen. Die Angst vor einem Namen steigert

nur die Angst vor der Sache selbst.«

Unsere Angst vor der Sache hat eine Gehilfin: die Sprache. Sie sagt zu Entlassungen »Freistellungen«, zu Zwangernährung »Heilbehandlung«, zu Arbeitslosen »Ich-AG«, zum Kriegsministerium »Verteidigungsministerium«, zu Pensionsminderung »Pensionssicherung«, zur Kürzung von Sozialhilfe »Erhöhung der Treffsicherheit«, zu Schutzsuchenden »Schülerling«, zur massenhaften Tötung von Menschen »Kollateralschaden«, zur Freiheitsbeschränkung für sozial Schwache »Liberalisierung«, zu zielgerichteten Zerstörungsmaschinen »intelligente Waffensysteme«,

zu Menschen im Krieg »weiche Ziele«, zu Auffanglagern für Flüchtlinge in Afrika »Begrüßungszentren«, zu Abschiebehäft »Ausreisezentrum«, zu mangelnden sozialen Aufstiegschancen »Unterschicht«, zur sozioökonomischen Belastung Ärmere »Eigenverantwortung«, zur erfreulichen längeren Lebenserwartung »Überalterung«. Und zu Männer-Gewalttätigkeiten wie Klitorisbeschneidung oder heimlichen Übergriffen in der Familie sagt man neuerdings »traditionsbedingte Gewalt«. Der Abbau solidarischer Formen der Risikosicherung bei Krankheit oder im Alter heißt »Reform«, das Absacken von Aktienkursen »Gewinnwarnung«,

die Schließung von Postämtern oder Reduzierung von Dienstleistungen in strukturschwachen Regionen heißt »Angebotsoptimierung«, das Verschweigen der Verteilungsfrage in einer Volkswirtschaft heißt »demographische Entwicklung«, die Weigerung, die großen Lebensrisiken wie Alter, Krankheit, Erwerbslosigkeit, Pflege auch für die Schwächeren abzusichern, heißt »schlanker Staat«. Ein bedeutendes Falschwort, das richtig übersetzt eigentlich »Magerstaat« heißt. Schon weniger sexy.

Unsere Angst vor der Sache und die Interessen der Mächtigen haben dieselbe Gehilfin: die Sprache. Harry Potter lesen zahlt sich aus. Der erste Schritt, dem Überwältigenden, Beängstigenden, Beherrschenden, Unfreimachenden ein wenig seiner Macht zu nehmen, besteht darin, es beim richtigen Namen zu nennen.

Martin Schenk



Konkurrenz der Straßenzeitungen in Berlin

# Geschrumpfter Kuchen

*Im deutschsprachigen Raum gibt es rund 40 Straßenzeitungen. Eine Stadt, eine Zeitung – das ist die Regel. In Berlin allerdings ist die Konkurrenz die Regel. Denn hier wollen vier ähnlich gestrickte Medien Absatz finden: Die Motz, der Strassenfeger, die Stütze und der Querkopf. In ganz Berlin sind an die 900 Verkäuferinnen und Verkäufer registriert, schätzungsweise 50 Prozent davon vertreiben ihre Straßenzeitungen auch regelmäßig.*

**Q**uerkopf ist eine Selbsthilfe-Mitmachzeitung von kritischen, meist arbeitslosen Menschen, denen die »gezielte Meinungsmache« der allgemeinen Presse gegen den Strich geht. Querkopf versteht sich als ein Organ für alle, die sich gegen die Willkür der Mächtigen zur Wehr setzen wollen, denen Macht- und Geldinteressen ein Dorn im Auge sind. Die Zeitung erscheint monatlich, und zwar nicht nur in Berlin, sondern auch in Köln. Sie kostet 1,50 Euro, von denen 0,75 Euro dem Verkäufer, der Verkäuferin bleiben, und sie hat eine Auflage von 12.000. »Ist das Geld im Beutel knapp, hol dir schnell den Querkopf ab«, dichtete einer aus der Querkopf-Familie. Der Slogan stellte sich als Ohrwurm heraus. In der Blücherstraße 37 findet jeden Dienstag die öffentliche Redaktionssitzung statt.

Der Verein »mob – obdachlose machen mobil e. V.« wurde 1994 in Berlin gegründet und ist Träger der Zeitung Strassenfeger, die seit Herbst 1995 erscheint. Ziel des Vereins ist die Verbesserung der Lebensumstände von gesellschaftlich Benachteiligten und Ausgegrenzten, insbesondere Obdachlosen bzw. von Obdachlosigkeit bedrohten Menschen. Der Strassenfeger hat eine Auflage von über 22.000 und wird zur Zeit von 80 bis 100 Personen regelmäßig in Berlin und Brandenburg verkauft. Das Blatt kostet 1,20

Euro, davon bleiben den VerkäuferInnen pro Ausgabe 80 Cent, 40 Cent kommen in die Organisation. Der Strassenfeger bekommt indirekte Subventionen in Form von »Mehraufwandsentschädigungen« vom Arbeitsamt für ehrenamtlich Tätige; vom Projekt »Arbeit statt Strafe« kommen immer wieder MitarbeiterInnen. Bloß zwei Leute sind bei »mob e. V.« fix angestellt.

Typische Verkaufsorte der Zeitschrift Strassenfeger sind Einkaufszentren, Supermärkte, Plätze vor Bahnhöfen und bei Veranstaltungen. Eine Zeitungsausgabestelle befindet sich im Kaffee Bankrott in der Prenzlauer Allee 87. Die Zeitungen können hier direkt an der Theke abgeholt werden, zugleich bietet der Treffpunkt eine Aufenthaltsmöglichkeit. Der Strassenfeger hat immer ein Schwerpunktthema, das von einer öffentlich zugänglichen Redaktionsgruppe festgelegt wird. Durchschnittlich ein Viertel der Mitglieder der Redaktionsgruppe sind auch Straßenzeitungsverkäufer. Zum Gesamtprojekt rund um den Strassenfeger zählen folgende Einrichtungen: eine Notübernachtungsstelle, ein Selbsthilfehaus, eine Radiosendung und der »Trödelpoint«.

Die Zeitschrift Motz existiert seit 1995. Seit damals gibt es auch das angegliederte Projekt »Notübernachtung«. Als die Motz startete, geschah das im weitesten Sinn als eine Fusion von Restbeständen zweier Vorgängerzeitungen. Das erzeugte zunächst einen Synergieeffekt im Bereich Vertrieb, sodass die Auflage des Blattes in der Anfangsphase am höchsten gewesen sein soll. Es gab damals bis zu 40.000 Zeitungen pro Ausgabe. Die Motz erscheint 14-tägig. Das bedeutete, dass im Monat rund 70.000 Zeitungen tatsächlich verkauft wurden. Damals gab es ja auch noch nicht vier Zeitungen, die sich den Markt aufteilen mussten. Vom Verkaufspreis der Motz (1,20 Euro) erhält der Verkäufer 80 Cent – wie beim Strassenfeger. Der Verein Motz hat sich von Anfang an – eine Lehre aus den Erfahrungen der Vorgängerblätter – zum Ziel gesetzt, Erwerbsarbeitsplätze zu schaffen und das Gesamtprojekt unabhängig von staatlichen Subventionen aufzubauen. Bei der Motz ist alles frei finan-

ziert. Der Zeitungsverkauf repräsentiert relativ geringe Einnahmen am Gesamtvolumen des Projektes, weil ja nur 40 Cent pro verkauftes Exemplar in die Vereinskasse fließen. Das Notübernachtungsprojekt der Motz wird unter anderem aus Spenden aus der Bevölkerung finanziert. 1996 eröffnete die Motz einen gewerblichen Bereich. In der Friedrichstraße wird ein kleines Kaufhaus für Bedürftige betrieben, in dem Sachspenden verkauft werden. Die Motz betreibt weiters ein Antiquariat im Stadtteil Friedrichshain, wo gespendete Bücher verkauft werden. Alle Projekte zusammen finanzieren die ganze »Institution Motz«. Sach- und Buchspenden werden vom Verein Motz nun auch online verkauft.

## Zusammen so viel wie der Augustin

Die Inhalte der Motz haben sich seit Beginn der Zeitschrift ein wenig verändert. Als es losging, war das Interesse der AutorInnen, an der Zeitung mitzuwirken, größer als die Kompetenz des Blattmachens. Man startete also relativ konzeptlos, was sich aber schnell verändert hat. Heute, im 12. Jahr der Motz, lautet der Anspruch, jenseits der etablierten Publizistik in der Stadt Berlin ein Forum für Themen zu schaffen, die überhaupt nicht oder relativ oberflächlich unter dem Aspekt »Chronistenpflicht« behandelt werden. Im Jahr 2000 ist bei der Motz mehrheitlich beschlossen worden, dass jede zweite Ausgabe von den Betroffenen selbst gemacht wird.

In diesem Jahr 2000 erschien auch die Stütze zum ersten Mal. Die vierte Berliner Straßenzeitung hat jetzt eine Auflage von 15.000. Der Verein »Stütze – Aufbruch von unten« ist der Trägerverein des Mediums und wird zur Zeit von ca. 20 aktiven Mitgliedern aufrechterhalten. Zurzeit sind im Vertrieb der Stütze über 600 vorwiegend wohnungslose Frauen und Männer registriert, von



FOTO: MARIO LANG

Ein p(P)aar Motz-Verkäufer

denen über 50 Prozent die Zeitung regelmäßig verkaufen. Für die KolporteurInnen sind der Vertriebsbus, das Tagescafé und das Internetcafé ein wichtiger Ersatz für verloren gegangene Tageszeitstrukturen. Auch die Stütze berichtet über Armut, über Obdachlosigkeit und über das Leben am Rand der Gesellschaft und wirbt um Verständnis für die davon Betroffenen

Insgesamt ist der Kuchen, den es zu verteilen gibt, in Berlin ein wenig kleiner geworden, was auch davon abhängt, wie viele VerkäuferInnen sich mit den jeweiligen Straßenzeitungen identifizieren. Sie sind sozusagen die »mobilen Kioske« der Armen-Medien. Wenn man die Blätter quantitativ vergleicht, fällt auf, dass die Motz mit einer Monatsauflage von knapp 40.000 an der Spitze liegt. Ein Drittel der früher von der Motz erzielten Auflage hat sich also auf die anderen Straßenzeitungen in Berlin verlagert.

In Berlin sind derzeit offiziell ca. 7000 bis 10.000 Personen ohne festen Wohnsitz. Sie leben in Heimen und Notunterkünften, ungesicherten Wohnverhältnissen oder halten sich auf der Straße auf. Ähnlich wie in Wien werden in Berlin die Straßenzeitungen von Menschen verkauft, die in Not geraten sind und Sicherheiten verloren haben. Für die Betroffenen ist der Verkauf der Straßenzeitung eine wichtige Möglichkeit, mit der Gesellschaft in Kontakt zu bleiben und ein kleines Zusatzeinkommen zu erzielen. Man muss nicht obdachlos sein, um die Zeitungen verkaufen zu dürfen, doch der »obdachlose Zeitungskolporteur« als sozialer Typ spielte – wie in Wien – eine große Rolle in der Herstellung einer breiten Akzeptanz für die Straßenzeitungen

Heidmarie Grübler

Die Gewerkschaftsreform erfordert neues Denken

# Lohnarbeit – kein Lebenszweck!

*Bei der Stilisierung der Arbeit als Lebenszweck der Menschheit dürfte die Arbeiterbewegung dem Kapital auf den Leim gegangen sein. Die Unternehmer sind – aus ein und demselben Grund – zwar an der Arbeitsmoral, nicht aber an der Vollbeschäftigung der Lohnabhängigen interessiert. Kann vom bevorstehenden Bundeskongress des ÖGB (22. bis 24. Jänner) eine Wende in dieser Frage erwartet werden?*

In einer Phase der gesellschaftlichen Entwicklung, in der selbst in den reichen Industriestaaten Vollbeschäftigung als Utopie gilt, erscheint die Orientierung auf eine Gesellschaft naiv, in der die Berufarbeit im Mittelpunkt steht. Der Gedanke, dass die industrielle Reservearmee (Marx) keine Begleit-, sondern eine Ausnahmeerscheinung der kapitalistischen Wirtschaft darstellt, konnte nur in der kurzen Periode der späteren 60er und frühen 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts gefasst werden, als in Österreich tatsächlich Vollbeschäftigung geherrscht hat.

Damals empfahl der Bankenverband in der Wirtschaftskammer allen seinen Mitgliedern, es den Kreditinstituten im Wiener Raum nachzumachen und eine Vereinbarung abzuschließen, einander kein Personal abzuengagieren, um die Gehälter nicht ins Uferlose steigen zu lassen. Diese Vorsichtsmaßnahme musste nicht lange beibehalten werden: Bei Vollbeschäftigung handelte es sich um einen Betriebsunfall: Grundsätzlich ist der Kapitalismus nicht dazu da, die Reallohne zu steigern, sondern – ohne Rücksicht auf soziale Verluste – die Profite zu maximieren.

Der ganze Fortschritt, den der Kapitalismus gebracht hat, besteht darin, dass die Besitzlosen das Recht haben, ihre Arbeitskraft an den meistbietenden Unternehmer zu verkaufen, während die Leibeigenen im Feudalismus an ihren Herren gebunden waren. Waren die Besitzer von Grund und Boden in letzter Konsequenz daran interessiert, das Überleben der Untergebenen zu sichern, beschränkt der Kapitalist sich darauf, die Reproduktion der von ihm benötigten Arbeitskräfte unter konkreten historischen und moralischen Bedingungen zu gewährleisten.

In dieser Hinsicht ist interessant, dass die Unternehmer mit dem Verschwinden der sozialistischen Länder den sozialen Kompromiss aufgegeben haben, der ihnen nach 1945 das politische Überleben sicherte. Unter dem Vorwand der schon längst vollzogenen Globalisierung werden nun soziale Errungenschaften – der Stolz der Gewerkschaften

– massiv abgebaut. Menschen, deren Arbeitskraft nicht nachgefragt wird, werden der öffentlichen und/oder privaten Fürsorge überlassen. Statt vom Wohlstand für die gesamte Gesellschaft wird neuerdings nur mehr von Mindestsicherung gesprochen.

## Militärische Disziplin als Vorbild

Das Dilemma der Gewerkschaften besteht darin, dass sie sich als Transmissionsriemen der Arbeiterparteien (in Österreich praktisch der SPÖ) in die Industriebetriebe betrachten und in dieser Rolle dazu beitragen, die Arbeitsmoral hochzuhalten. Die Fabrik, die das moderne Proletariat hervorgebracht hat, war nach dem Muster militärischer Formationen gegliedert. Soldaten wie Arbeitskräften wurde und wird Kadavergehorsam abverlangt.

Marx nannte die seinerzeit verschwindend kleine Zahl von Angestellten in der Großindustrie nicht zufällig Offiziere und Unteroffiziere des Kapitals. Sie überwachten unter anderem den schwierigen Prozess, die aus der landwirtschaftlichen Unterbeschäftigung losgeeilten Arbeitskräfte an die erforderliche Disziplin in der Fabrik zu gewöhnen – mit rigidem Zeitregime und pünktlichen Beginnzeiten. In den Gießereien des südlichen Niederösterreich wurde – zur karnevalisierenden Entlastung – noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Blaue Montag gefeiert.

Die Gewerkschaften sind aus zwei Wurzeln hervorgegangen: Einerseits aus Kulturvereinen, die bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts den einzigen legalen Rahmen für die Artikulierung gemeinsamer Interessen der Arbeiterschaft gebildet haben und den Bildungsanspruch der Werktätigen signalisierten. Ander-



Paul Lafargue »Recht auf Faulheit« ging den ideologischen Bach runter

seits aus der gegenseitigen Selbsthilfe von Berufsgruppen mit großer Tradition und besonderem Stellenwert wie den Salzarbeitern im Salzkammergut. Die Hallstätter Salzbergleute haben bereits im 18. Jahrhunderts Gemeinschaftskassen für die Versorgung von Arbeitsunfähigen, Witwen und Waisen aus ihren Reihen sowie für die Bezahlung von Heilungskosten gebildet. Auf derartige Initiativen geht übrigens der Selbsthilfecharakter der Sozialversicherung in Österreich zurück, deren Verstaatlichung durch die schwarz-blaue Regierung von der Sozialdemokratie nahezu ohne Widerstand hingenommen wurde.

Hatte die Sozialdemokratie lange Zeit (bis zum Ende des I. Weltkriegs) gehofft, der Sozialismus könne durch die Durchsetzung des allgemeinen Wahlrechts verwirklicht werden, hat sie sich nach der vorübergehenden Rolle am Krankenbett des Kapitalismus (in der Zwischenkriegszeit) mit seiner Verwaltung unter Berücksichtigung von sozialen Mindeststandards (nach dem II. Weltkrieg) begnügt. Die Gewerkschaftsbewegung im Allgemeinen und der ÖGB im Besonderen haben als Aufpasser gedient und im Proletariat für Zucht und Ordnung gesorgt. So wurde der Oktoberstreik 1950 – häufig als Kommunistenputsch verunglimpft – nicht von der Exekutive, sondern von Rollkommandos der Gewerkschaft der Bauarbeiter niedergewalzt.

### Idealbild des Arbeiters

Die Gewerkschaftsbürokratie orientierte ihre Politik auf das Ideal eines in einem regulären Arbeitsverhältnis tätigen Facharbeiters. Im Normalfall sollte sein Einkommen ausreichen, damit die Ehefrau nach der Geburt des ersten Kindes zu Hause bleiben konnte. Frauenfragen blieben im ÖGB bis zur Herausbildung der Frauenbewegung im Gefolge der 68er-Bewegung völlig unterbelichtet. Das Menschenbild des ÖGB richtet sich bis heute nach diesem Muster, das mit der sozialen Realität immer weniger übereinstimmt.

So gern die Moderne auf Wurzeln im griechischen Altertum zurückgreift, so wenig Staat ist damit in puncto Arbeit zu machen. In der Antike galt Handarbeit als unrein; wer sie versah, wurde nicht als frei be-

trachtet. Platon sah die Muße als Voraussetzung für die bewusste schöpferische Auseinandersetzung des Menschen mit Natur und Gesellschaft an. Derartige Aneignungsprozesse haben tatsächlich mit höchst entfremdeter Fabrik- und/oder Büroarbeit nicht das Geringste zu tun.

Während Friedrich Engels, Kampfgenosse von Karl Marx, die Arbeitsfähigkeit für den Kern der Definition des Menschen hielt, plädierte Paul Lafargue, Schwiegersohn von Karl Marx, für das »Recht auf Faulheit«. Die einst wie jetzt herrschende Arbeitsorientierung charakterisierte er folgendermaßen: »Die kapitalistische Moral, eine jämmerliche Kopie der christlichen Moral, belegt das Fleisch des Arbeiters mit einem Bannfluch: Ihr Ideal besteht darin, die Bedürfnisse des Produzenten auf das geringste Minimum zu reduzieren, seine Genüsse und Leidenschaften zu ersticken und ihn zur Rolle einer Maschine zu verurteilen, aus der man ohne Rast und ohne Dank Arbeit nach Belieben herauschindet.«

Betrachtet man die Ergebnisse der jüngsten Studien zum Thema Arbeitsleid in Österreich, so hat sich – abgesehen von der Ausdrucksweise, von den weitgehend gesicherten Basisbedürfnissen und vom Wegfall schwerster körperlicher Arbeit – an der Grundsituation der Werktätigen seit dem 19. Jahrhundert wenig geändert. Der größte Wandel besteht

vielleicht darin, dass heute als normal betrachtet wird, was damals noch als Zumutung erkannt wurde.

### Drei Pilotprojekte des ÖGB

Der ÖGB beschreitet weiterhin diesen Holzweg. Die Gewerkschaften fungieren zwar als Organisator, der das Bewusstsein der Werkstätigen wach hält, zusammenhalten zu müssen, um von den Unternehmern etwas zu erreichen. Sie fühlen sich jedoch bemüßigt, den Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital in die geordneten Bahnen der Sozialpartnerschaft zu lenken. Mit dem Ergebnis etwa, dass die Reallöhne zwischen 1998 und 2005 nach einer Studie des Rechnungshofs in Österreich nicht gestiegen, sondern signifikant zurückgegangen sind: Zuwächse wurden lediglich im obersten Zehntel der Höchstverdiener verzeichnet. Das ist ein Versagen des ÖGB auf der ganzen Linie, das wesentlich schwerer wiegt als die Organisationskrise und das BAWAG-Debakel.

Für die Gewerkschaftsbewegung bleibt die Berufsausübung ein offenkundig wesentliches Kriterium für Mitgliedschaft und inhaltliche Orientierung. Dennoch ist ein bestimmter Wandel im Verhältnis der Gewerkschaften zu den nicht in die Arbeitswelt integrierten Gruppen der

Bevölkerung festzustellen. Was freilich kein Wunder ist, nachdem die Zahl der irregulär beschäftigten Gruppen bereits rund die Hälfte der Vollzeitbeschäftigten ausmacht.

Die Bestimmung, wonach die Mitgliedschaft in den Gewerkschaften mit Arbeitslosigkeit nicht vereinbar sei, wurde schon Zeit länger aufgehoben. In der Reformdebatte vor dem ÖGB-Kongress wurden überdies neue Zielgruppen ins Visier genommen. Dazu heißt es in einer »Kurzfassung der Reformbeschlüsse«: »Der ÖGB betrachtet die Zielgruppenarbeit als eine Kernaufgabe. Dazu werden vorerst drei Pilotprojekte ins Leben gerufen: Menschen in Sozialberufen; Arbeitslose, die in AMS-Maßnahmen eingebunden sind; atypisch Beschäftigte.«

Man darf gespannt sein, ob vom ÖGB-Kongress Signale ausgesandt werden, die als Botschaft an die prekär an oder unter der Armutsgrenze Lebenden und an die immer vorhandene, aber von der Öffentlichkeit jetzt wieder entdeckte Unterschicht verstanden werden können. Die Frage ist vor allem, welche Haltung der ÖGB zur bedarfsorientierten Grundversicherung einnimmt. Die von der Regierung ins Auge gefasste Mindestsicherung schreibt bloß den Status quo der Armut fest; sie ist eine Exitstrategie aus dem so genannten Sozial- bzw. Wohlfahrtsstaat.

Lutz Holzinger

### Wenn sich Geldinstitute wie PartnerInnenvermittlungsagenturen verhalten

## DAS BANKGEHEIMNIS ALS EINBAHNSTRASSE

Zwei Augustin-Ausgaben zuvor schrieb der Sozialexperte Martin Schenk in seiner Rubrik »eingSCHENkt« zum Thema Basiskonto: »Ein Girokonto ist ein wesentliches Mittel zur Teilhabe am gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben, das immer noch vielen verweigert wird.« Wird es nicht verweigert, muss man oft davon ausgehen, dass die Geldinstitute einen wesentlichen Zugriff auf die Privatsphäre der potentiellen KundInnen versuchen. Eine Studie der »ARGE Daten – Österreichische Gesellschaft für Datenschutz« belegt, dass ein großer Teil der Geldinstitute für Kontoöffnungen in-

diskrete Informationen verlangen. Nach dem Datenschutz- und Bankwesengesetz sind bloß Angaben zur Identität – allenfalls bei besonderen Kontobedingungen (Gehalts-, Pensions-, StudentInnen-, SchülerInnenkonto) etwa auch die Frage der Tätigkeitsart und auch ein Nachweis dazu – notwendig. Mit fahlen Begründungen wie »Der Computer verlange sie« oder »Man wolle sich näher kennen lernen« versuchten Bankangestellte, von der Notwendigkeit der Datenerhebung zu überzeugen. Die Testpersonen der Studie konnten in mehreren Fällen erst durch den Hinweis, dass man keinen Ehepartner su-

che, die Indiskretion abstellen.

Nur vier der achtzehn überprüften Banken beschränkten sich auf die notwendigen Informationen und bekamen daher von der ARGE Daten ein gutes Zeugnis ausgestellt. Die übrigen Geldinstitute fragten besonders gerne nach »Sozialversicherungsnummer, Familienstand, Kinderzahl, Ausbildung, PKW-Besitz, Art der Wohnverhältnisse und Wohnsitzdauer«. Dazu der Obmann der ARGE Daten Hans G. Zeger: »Der Begriff Bankgeheimnis wird von etlichen österreichischen Banken offenbar als Einbahnstraße verstanden.«

reisch

Ein Abend im »Häferl« zum Thema »Fehlverhalten der Justiz«

# Willkür und Selbstkontrolle

*Ein Mann klagt nach unfassbaren Fehlhandlungen die Republik. Sein Anwalt erhält die Ladung zur Verhandlung. Der Richter Dr. V., LG f. ZRS Wien, weist den Anwalt an, den Saal zu verlassen. Dann weist er die Klage mit der »Begründung« ab, der Kläger sei nicht anwaltlich vertreten. Offensichtlich ein Fehlverhalten der Justiz. Die Frage ist nur: Handelt es sich um eine seltene Entgleisung?*

**E**in zweites Beispiel: Eine Strafgefangene wird bei Antritt und bei Ende der Polizeihaft (vor der Überstellung in die Untersuchungshaft) amtsärztlich untersucht. Die Ergebnisse der Untersuchungen sind jeweils in mit »Befund und Gutachten« überschriebenen amtlichen Schriftstücken festgehalten: Kurz gesagt, die bei Antritt der Polizeihaft völlig unverletzte Gefangene weist an deren Ende unter anderem Schürfwunden, Würgemale, durchgebissene Unterlippe und Hämatome auf. Sie selbst sagt dazu vor dem Untersuchungsrichter aus, dass von ihr namentlich genannte Beamte sie gefoltert und dabei verletzt hatten. Der somit absolut klar belegte Verdacht wurde vom Opfer und verschiedenen Personen zu verschiedenen Zeitpunkten beim zuständi-

gen Staatsanwalt angezeigt, der lege jeweils nach § 90 StPO zurück.

Extreme Entgleisungen in ganz seltenen Ausnahmefällen? Peter Römer, Obmann der Charta97, der hier zitiert wird, behauptet: Nein! Die Justiz selbst spreche von eigenem Fehlverhalten in zehn Prozent aller Strafrechtsfälle. Einige Mitglieder der Charta97 befassen sich schon seit zwei Jahrzehnten mit Fehlhandlungen der Justiz und der Exekutive, in denen Menschen ihre Grundrechte verlieren. Sie sind zur Überzeugung gekommen, dass die eingestandenen 10 Prozent nur einen Teil der justizinternen Verfehlungen erfassen. Und die Charta hat klare Vorstellungen davon, wie diesem Missstand Rechnung zu tragen sei. Drei geringfügige Gesetzesänderungen könnten weitgehend Abhilfe schaffen. Sie betreffen den Entscheidungsfreiraum der Staatsanwaltschaft, die Transparenz der Geschworenenprozesse und eine strengere Auslegung des Begriffs »Amtsmissbrauch«.

So der Kern der »Anklage« des Rechtsstaats beim Häferl-Jour-fixe

zum Ausklang des vergangenen Jahres (Anm. d. Red.: Das »Häferl« ist ein Kommunikationszentrum für Haftentlassene und Freigänger in Wien 6, Hornbostelgasse 6). Staatsanwalt Mag. Geyer hat dem »Ankläger« vereinbarungsgemäß das erste Wort gelassen. Er hat sich als aufmerksamer Zuhörer erwiesen. Eine Rolle, die er beibehält. Da und dort präzisiert und erklärt er die Gesetzeslage. Die Unzufriedenheit betreffe nicht die Gesetze, sondern das Ergebnis im Umgang mit ihnen, betreffe Fälle, von denen jeder schon abgeschlossen sei und nicht mehr neu aufgerollt werden könne, schon gar nicht hier und jetzt.

Natürlich. Es wird ja auch nicht der Ge-, sondern der Missbrauch der Gesetze kritisiert. Und der wird an einigen wenigen Stellen eben besonders leicht gemacht. Ganze Bücher sind in den letzten Jahren über diesen Missbrauch und über behördliche Gesetzesmissachtung geschrieben worden. Auch der Dokumentarfilm »Operation Spring« ist inzwischen als DVD im In- und Ausland erhältlich. Eines der erwähn-

ten Bücher – »Die Geschworene« von Katharina Zara – wurde erst im vergangenen Herbst zur Grundlage eines Fernsehfilms, der das TV-Publikum in der kommenden Saison erwartet. Es sind leicht verständliche Bücher in Romanform, die das unverfälschte Aktenmaterial österreichischer Unrechtsfälle verwendet haben. Andere Publikationen enthalten tagebuchähnliche Aufzeichnungen darüber, wie die Exekutive Aufklärungsarbeit verhindert hat, um eigene Fehler zu vertuschen. Das besonders Spannende daran: Einige der AutorInnen sitzen im Publikum. Zum Beispiel die Rechtsanwältin Mag. Wagner, eine hartnäckige Kritikerin des immer noch in Kraft befindlichen austrofaschistischen Geschworenenrechts. Warum ist es nicht längst reformiert worden?

Oder abgeschafft, ergänzt Mag. Geyer, denn ein seriöser Jurist verteidigt nicht, was nicht verteidigt werden kann. Stattdessen relativiert er und weist darauf hin, dass Geschworenenprozesse in vielen Rechtsstaaten überhaupt nicht mehr existieren. Sie seien generell ein diskussionsbedürftiges Rechtsmittel, weil das Laienurteil zwar einmal durch Berufsrichter aufgehoben und der Fall einem neu zusammengesetzten Geschworenengericht zugeführt werden könne, dieser zweite Laienspruch dann aber in jedem Fall unwiderrufbar sei. Die Gefahr, dass Laien zu einem Fehlurteil kommen, sei aber keineswegs geringer als jene von Irrtum oder Willkür seitens der Berufsrichter.

## Urteil »unter der Tucht« beraten

Dagegen kann man nichts sagen. Es bleibt aber das Fakt der weltweit einmaligen Geheimniskrämerei im bestehenden Recht. Die Rechtsbelehrung der Laienrichter findet unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Das Urteil wird also, wienerisch gesprochen, »unter der Tucht« beraten, und kein Laie könnte im Unrechtsfall richterlicher Willkür entgehen. Damit nicht genug.



Staatsanwalt Walter Geyer

ILLUS: ERICH TIEFENBACH

## I N F O

### Literatur zum Text:

Katharina Zara, »Die Geschworene. Eine wahre Geschichte von Mord, Intrige und Befreiung.« C. H. Beck Verlag (Taschenbuch – September 2002) – Grundlage für einen Fernsehfilm 2007

Astrid Wagner, »Mörder Dichter Frauenheld. Der Fall Jack Unterwiesinger«, September 2004, ISBN: 3-86189-617-6, Militzke-Verlag

Walter Pöchlhammer, »Der Fall Natasa. Wenn Polizisten über Leichen gehen«. ISBN: 320002352

Wie der Rechtsanwalt und Universalgelehrte DDDr. Langmayr zu bedenken gibt, steht in der schriftlichen Fassung des Urteils »nichts darüber, wie das Gericht zur Überzeugung über den Sachverhalt gelangt ist, insbesondere darüber, dass der Verurteilte wirklich der Täter ist. Es heißt dort nur, die Feststellung des Sachverhalts gründet sich auf den Wahrspruch der Geschworenen. Alles, was es da gibt, sind einerseits die Beratungsprotokolle, in denen aber nur steht, wie viele Geschworene für den Wahrspruch gestimmt haben und wie viele dagegen. Und andererseits gibt es die schriftlich niedergelegten Erwägungen der Geschworenen. Aber sowohl Beratungsprotokoll als auch Erwägungen befinden sich in versiegelten Briefumschlägen im Gerichtsakt. Sie sind dem Verteidiger weder im Rechtsmittelverfahren noch dann zugänglich, wenn es um spätere Wiederaufnahme geht ...«

Eine Gerichtsbarkeit, die sich ihrer eigenen Lauterkeit gewiss ist, sollte Transparenz nicht scheuen. Mag. Wagner weiß aber das genaue Gegenteil zu berichten. Jede Auskunft über das Zustandekommen des Wahrspruchs, auch lange nach dem rechtskräftigen Ausgang des Prozesses, ist mit Strafe bedroht, und zwar auch dann, wenn sie ausschließlich im Dienste der Rechtspflege erfolgt, also zum Beispiel für das Erstellen einer wissenschaftlichen Arbeit. Wird diese Auskunft einem Rechtsanwalt erteilt, so wird dieser mit einem Strafverfahren bedroht, das mit Berufsverbot und Entzug seiner Existenzgrundlage enden kann. Hat die österreichische Justiz ein so schlechtes Gewissen, dass sie derart »mauscheln« und dieses »Mauscheln« derart vehement beschützen muss?

### Wo liegt die Grenze zwischen Selbstkontrolle und Vernaderung?

Mag. Geyer beschönigt nicht. Er gibt lediglich zu bedenken, dass das Geschworenengericht in den demokratischen Rechtsstaaten relativ selten geworden ist, und dass in Österreich überhaupt nur in 1 Prozent aller Strafprozesse ein Geschworenengericht einberufen werde. Er weist nicht zurück, er ist ein überaus fairer Zuhörer, was die Diskussion bei aller Emotionalität sachlich bleiben lässt. So bleibt auch nicht uner-



Peter Römer, Gründer der Charta97

wähnt, dass die Justiz sich ihrer eigenen Fehlbarkeit durchaus bewusst ist. Sie hat im 20. Jahrhundert begonnen, Reformen durchzuführen, die bis dahin nicht für möglich gehalten worden waren. Alternativen zur Gefängnisstrafe bis hin zum »Außergerichtlichen Tatausgleich« wurden geschaffen, der Instanzenweg bis zu internationalen Gerichtshöfen erweitert, Amtshaftungsgesetze erlassen und interne Kontrollinstanzen ins Leben gerufen, wie zuletzt das BIA. Mag. Geyer erklärt es für die Laien: ein Büro für interne Angelegenheiten. Ein Polizeiparagraf zur Überwachung der Polizei. Und hier wird auch das Ende der Möglichkeiten einer Selbstkontrolle deutlich. Wo liegt die Grenze zwischen der Sauberhaltung der eigenen Arbeit und der unkameradschaftlichen »Vernaderung«? Wo endet Kontrolle und wo beginnt Bespitzelung? Sie ist nicht wirklich zu ziehen. Aber der Istzustand entspricht einem ausgesprochenen Korpsdenken, wendet Berufsdetektiv Pöchhacker ein, der sich bei der Häferldiskussion ebenfalls im Publikum befindet. Wem es entgangen sein sollte: Er ist der Autor des Buches »Der Fall Natascha«, das zu einem Zeitpunkt geschrieben worden ist, da Natascha Kampusch noch vermisst und von vielen tot geglaubt war. Sein Bericht ist eine akribische

Beschreibung von Verdachtsmomenten gegen die Exekutive, Verdacht auf Sabotage zielführender Ermittlungen aber auch Verdacht auf die Einflussnahme mächtiger Privatpersonen auf Wahrheitsfindungsprozesse in höchsten Polizeikreisen. Pöchhacker macht sich mit seiner Kritik seinen Job und sein Leben nicht gerade leichter, aber wie viele im Saal liegt ihm viel an einem vertrauenswürdigen Rechtsstaat. Und wenn es um die Aufklärung von Verbrechen an Kindern geht, sind er und seine Familie bereit, Opfer zu bringen. Wie große Opfer, ist im zitierten Buch nachzulesen.

Staatsanwalt Geyer weist nochmals darauf hin, dass die vorgebrachten Unrechtsfälle hier nicht neu verhandelt werden können. Er informiert aber die anwesenden Laien eingehend über Rechtsmittel, die rechtsbehördlicher Willkür Grenzen setzen können. So steht zum Beispiel dem Volksanwalt – übrigens als einziger Instanz – das Recht zu, der Verteidigung auch Einblick in versiegelte Schriftstücke des Gerichts zu verschaffen. Ob das innerhalb der vier Wochen Rechtsmittelfrist immer möglich ist, bleibt offen. Was den Paragraphen 90 der StPO angeht, so kann die Ablehnung eines Verfahrens nach Punkt 1, Absatz 3 innerhalb von zwei Wochen beeinträchtigt werden. Dann entscheidet

das übergeordnete Gericht über Aufnahme oder nicht. Allerdings ist dort der Instanzenweg zu Ende. Geschworenengerichte betreffen Delikte, die mit hohen Freiheitsstrafen bis hin zu lebenslangem Gefängnis bedroht sind. Staatsanwalt Geyer wird darauf hingewiesen, dass es auch bei lebenslanger Haft keine Aufbewahrungspflicht für Beweisstücke gibt. Er bestreitet es nicht, gibt aber zu bedenken, dass ganz Österreich inzwischen ein Kriminalmuseum wäre, würde man jedes Beweisstück aufbewahren. Das steht außer Zweifel. Es werden aber in aller Regel auch winzige Gegenstände, wie Projektile und Stofffetzchen, welche die Unschuld eines mutmaßlichen Schützen in einer neuerlichen Beweiswürdigung ergeben könnten, meist sofort nach der Hauptverhandlung vernichtet. Das lässt nicht nur die lebenslange Haft Unschuldig zu, es erklärt auch die kriminologischen Wissenschaftler zu Deppen, denen die Fähigkeit abgesprochen wird, die Untersuchungsmethoden an materiellen Beweisstücken entscheidend zu verfeinern.

Schließlich gibt es noch einen besonders heiklen Punkt, den ausführlich zu diskutieren aber alle Anwesenden nach dieser langen, mit ununterbrochen gespannter Aufmerksamkeit erfolgten Teilnahme am Ende schon zu erschöpft sind. Wird ein Angeklagter z. B. in einem Geschworenengericht zu bedingter Maßnahme nach § 21. 1 StGB verurteilt, und aus der Aktenlage ergibt sich einwandfrei seine Unschuld, so befindet sich die Verteidigung in einer Art Geiselhaft. Entweder sie schöpft die Rechtsmittel aus – dann riskiert sie, dass nach neuerlicher Begutachtung aus der bedingten Einweisung in die Maßnahme eine unbedingte wird (was in Extremfällen zu lebenslangem Freiheitsentzug für relativ geringfügige Delikte führen kann!), oder sie nimmt einen zu Unrecht erfolgten Schuldspruch in Kauf. Diese Rechtslage ist keine österreichische Besonderheit, sollte aber im österreichischen Recht trotzdem dringender – und mit größerer Reformbereitschaft – diskutiert werden.

### Positives, Negatives

In einer kleinen Nachschau sei eine kleine Auswahl von Punkten des Lobes und der Kritik am Rechtssystem festhalten.

Positiv zu vermerken ist:

- Es gibt einen Berufungsweg, sogar über die Staatsgrenzen hinaus.
- Es gibt Alternativen zur Freiheitsstrafe.
- Es gibt eine politisch unabhängige Richterschaft.
- Es gibt eine Selbstkontrolle der Exekutive.
- Es gibt eine ständige Reformbereitschaft der Justiz.

Dem gegenüber stehen sehr massive Kritikpunkte:

- Der Freibrief für juristische Willkür im § 90 StPO bedarf einer Einschränkung.
- Das diktatorische Relikt des Geschworenengesetzes ist schlicht demokratieunwürdiges, gesatztes Unrecht!
- Es gibt keine ausreichend effiziente externe Kontrolle der Exekutive. Interne Kontrollen sind nur bedingt für den Selbstreinigungsprozess geeignet.
- Es gibt auch in schwer wiegenden Fällen für die Gerichte keine

Aufbewahrungspflicht für Beweisstücke.

- Es gibt nicht genug Transparenz (nicht einmal durch Rechtsauflagen kontrollierte Anfertigungen von Fotos oder Videoaufzeichnungen bei Gericht und Polizeiverhören).

- Die Reformbereitschaft ist in manchen Bereichen so gering, dass sie einige absolut uneinsehbare Misstände seit vielen Jahrzehnten verschleppt (Geschworenerecht, Maßnahmerecht ...).

- Es gibt eine Benachteiligung der

Strafverteidigung gegenüber den anderen Rechtsinstanzen.

Ein pikanter Nachsatz: Der ORF teilt mit, dass nicht Erwin Steinhauser die Medienrechte des an das Buch »Die Geschworene« angelehnten Films besitzt. Ein Herr Grasser habe diese Rechte erworben. Dazu die Charta97: »Von wem eigentlich? Denn die alleinigen Rechte befinden sich nach wie vor bei uns.«

Franz Blaha

Franz Bogenreiter über die Dörfer namens Schweigen und zum Schweigen gebrachte Völker

# Unsere Heimat tschetschenenfrei?

*Die Gesellschaft für bedrohte Völker, Sektion Österreich, hatte ein Problem mit dem Augustin. Jedenfalls fühlte sich ihr Geschäftsführer Franz Bogenreiter gründlich missverstanden. In einem entspannten Gespräch lernte der Augustin den in einer niederösterreichischen Kleinbauernfamilie aufgewachsenen Bildungssüchtigen – wie viele Jugendliche lesen Tolstoi und Dostojewski? – als nachdenklichen Menschenrechtsaktivisten kennen.*

Auch deshalb verließ ich meine heimatlichen Bezirke St. Pölten-Land und Lilienfeld sofort nach der Mittelschule. Mit Hans Bogenreiter sitze ich in der Augustin-Redaktion einer gegenüber, in dessen Biografie sich viele Parallelen finden.

Auch er wuchs im Mostviertel auf (ein paar Kilometer weiter westlich von mir, im Bezirk Scheibbs), auch er ballsterte vorzugsweise in der Reservemannschaft des örtlichen Fußballvereins, auch er bevorzugt heute noch unsere gemeinsamen Hausberge, den Ötscher und seine Nachbarn, wenn die Sehnsucht nach dem Jenseits der Latschengrenze zu schmerzen beginnt. Auch er konnte die folkloristische Opfer-Täter-Umkehr, die alle verinnerlicht hatten, die in seiner Umgebung sich zu den Anständigen erklärten, nicht mehr ertragen. Das ewige »Wir haben die Heimat verteidigt« der alten und jungen Kameradschaftsbündler hatte er bald satt, weil er mehr las, als den Lehrern recht war: »In der Hauptschule hörte die Geschichte im 19. Jahrhundert auf«, erinnert sich Hans Bogenreiter.

Das Thema des unbewältigten Faschismus verließ ihn nie wieder. »Ein Roman hat mich in der letzten Zeit besonders gefesselt: ‚Die Wolfshaut‘ von Hans Lebert. An Hand des fiktiven Dorfes ‚Schweigen‘ setzt sich Lebert mit den Folgen des Nationalsozialismus in der österreichischen Provinz auseinander, dem Tot-

schweigen, Verfälschen der Vergangenheit. Und da genau sind die Erinnerungen hochgekommen. Auch ich komme aus einem Dorf, das ‚Schweigen‘ heißen könnte. Es gibt viele solche Dörfer in Österreich«, sagt Hans Bogenreiter.

»Auch im Bezirk Scheibbs, auch in meiner unmittelbaren Heimat, gab es kurz vor Kriegsende Massaker an Juden, die von den Nazis vom ungarischen Grenzwall abgezogen worden waren und in regelrechten Todesmärschen quer durch Niederösterreich nach Mauthausen getrieben werden sollten. Als das Kriegsende nahte, verließen die Bewacher die Konvois – die fast zu Tode geschundenen Überlebenden müssen den kurzen Moment der Freiheit genossen haben, ehe sie von Einheimischen erschlagen wurden. Aufgearbeitet wurden diese Massaker im Bezirk Scheibbs nie, erst in jüngster Zeit gab's dazu Gedenkveranstaltungen und Nachforschungen. Ich habe in meiner Jugend immer wieder vage Andeutungen gehört, aber nie Konkretes. Wer lästige Fragen stellte, dem stellte sich das Lebert'sche Schweigen entgegen.«

## Hanuman Knüch tritt auf

Die Flucht aus dem Provinziellen in die Bundeshauptstadt als Ort der Arbeit und des Studiums (chronologisch: Buchdruckerei, Abendgymna-

sium, Jus) und gleichzeitig als Ort, in dem die (Tot-)Schweigenden nicht mehr so eine Gewalt über die Fragenden haben sollten, war aber bei Hans Bogenreiter nicht ein absolutes Abschneiden der »Wurzeln«. Wie es mich immer wieder aus dem Zentrum in mein Tal zurückzog, um mit den dort ausharrenden »Staatsfeinden« in vermutlich überzogener Kompromisslosigkeit der politischen Aktion die Enterbten zu rächen und dadurch die engere Heimat doch noch vor dem Kippen zu retten, so ließ Hans Bogenreiter manche Fäden zu seiner Herkunftsgemeinde ungetrennt. Er wurde Mitbegründer einer »Dritte Welt«-Gruppe im Heimatort, und er gewann dem Umstand, in einer bäuerlichen Welt aufgewachsen zu sein, auch positive Aspekte ab: »Die vielseitige Arbeit am Bauernhof, die gelebte Nachbarschaftshilfe, der Almauf- und -abtrieb, das Heuen auf Berghängen, alle diese Erfahrungen haben mir später im Leben Vorteile gebracht, zum Beispiel für die Arbeit am Bau, mit der ich mir das Studium finanzierte«, erzählt Hans Bogenreiter.

Auch in unseren »dialektischen« Versuchen also, die »Idiotie des Landlebens« durch unsere bewusste Hinwendung zur Großstadt zu überwinden, dabei aber den Geruch der Gegenden unserer Kindheit und Jugend nicht zu verlieren, sind Gemeinsamkeiten nicht zu übersehen. Um den gemeinsamen Traum von

**N**icht nur ein Gewässer kann kippen. Auch eine Region, ein Mikrokosmos, ein Tal können kippen. Wachgeküsst durch einen der Idee der Revolte naiv ergebenen Freundeskreis, hatte ich nach der Matura tatsächlich die Intuition, dass die Gesellschaft, die mich umgab, gekippt sei. Ohne jeden Genier formuliert man an den Stammischen unserer Wirtshäuser und in den Sportlerkantinen den gemeinsamen Nenner der Welt-Anschauungen: DER JUD hat schon wieder alles in der Welt unter Kontrolle. In Wien könne man solches nicht mehr lauthals verkünden, dachte ich.

der Einheit von Beruf, Leben und politischem Engagement zu verwirklichen, dazu brauchten wir beide die große Stadt der großen Sünden. Und doch war es ein ausgewachsener Konflikt, der uns einander wahrnehmen ließ. Nicht auf dem geliebten Ötscher lernten wir einander kennen, sondern auf einem Gebirge von Missverständnissen und faktischen Meinungsverschiedenheiten.

Anlass war meine Rezension der Tragikomödie »Freitag in Sarajevo« des Augustin-Mitarbeiters Richard Schubert. Eine Figur des Stücks ist der »Selbstbestimmungsrecht der Völker«-Fetischist Hanuman Knülch. »Für eine erste Skizze stand ihm der Häuptling der Deutschen Gesellschaft für bedrohte Völker, Tilman Zülch, Modell«, erklärte Schubert damals. »Darum baut Mauern auf um eure Kulturen, meterhohe Mauern, damit ihr nicht beginnt, allem und jedem zu gleichen. Werdet noch fester in Eurem Stamme. Wer das Eigene liebt, braucht das Fremde nicht zu hassen«, solche Tipps gibt Zülch-Knülch in Schuberts Stücks dem bedrohten bosnischen Volk, während der transkulturelle, allem völkischen Denken abgewandte Held (er hat die Funktion, die Positionen des Autors zu transportieren) dem Bosnienretter aus dem Schwabenland entgegenschleudert: »Euer Selbstbestimmungsrecht der Völker ist unser Grab.«

Im Eifer driftete ich damals beim Schreiben von meiner Aufgabe, eine Kritik des Stücks zu liefern, ab. Zum Schluss stellte sich mein Text als Auseinandersetzung mit der Politik des Dauervorsitzenden der deutschen GfV (die 1968 von Zülch als »Aktion Biafra-Hilfe« gegründet wurde) heraus, die aus mehreren Gründen meine Skepsis erregte. Erstens glaubte ich einen Gleichklang zwischen Zülchs Solidarität mit den aus der Tschechoslowakei vertriebenen Sudetendeutschen und der Politik der Sudetendeutschen Landsmannschaften zu erkennen, die auf eine Verharmlosung der tiefen Verstrickung dieser deutschen Minderheit mit der Politik Hitlers hinauslaufe. Inzwischen weiß ich mehr über die Existenz eines Anti-Hitler-Widerstands innerhalb der sudetendeutschen Gebiete und würde vorsichtiger über die »Faschisierung« der deutschen Minderheit schreiben.

Zweitens fand ich Zülchs Analyse der politischen Verhältnisse in Ex-Jugoslawien einseitig. Der englische



FOTO: MARIO LANG

Hans Bogenreiter: Zum Unterschied von Amnesty ist unsere Arbeit schwer messbar

Oberbefehlshaber der EUFOR-Truppen in Bosnien stellte vor kurzem korrekt fest: »Die Politiker auf allen Seiten sind Nationalisten« – er meinte die bosnischen, kroatischen und serbischen. Von der deutschen GfV nahm ich nur Verurteilungen der serbischen und kroatischen Seite wahr; Bogenreiter wies mich inzwischen auf GfV-Dokumente hin, in denen das Bemühen erkennbar ist, auf keinem Auge blind zu sein, konkret auf solche, die eine Gleichbehandlung der serbischen Minderheit im Kosovo und in Kroatien verlangen. Drittens glaubte ich eine generelle Minderheiten-Verherrlichung in Zülchs Politik zu erkennen.

### Das Image eines Indianervereins

Dass ich die Gesellschaft für bedrohte Völker generell zum rechten Rand tendieren sah, musste den heftigen Widerspruch Hans Bogenreiters auslösen. Die 1985 gegründete österreichische Sektion der GfV, deren Geschäftsführer und einziger Vollzeitbeschäftigter Bogenreiter seit ca. zehn Jahren ist, handelt formal autonom und bestimmt ihre Projekte unabhängig von der deutschen GfV. Die Regenwaldzerstörung war das

erste große Thema der NGO, und damit die Bewahrung der traditionellen Lebensgrundlagen der indigenen BewohnerInnen des Regenwaldes, insbesondere in Brasilien. »Als ich zur Gesellschaft stieß, besaß er das Image eines Indianervereins«, erinnert sich Bogenreiter.

Wer zu viel von den Rechten der Völker spreche, der vergesse die Rechte des einzelnen Menschen – dieser Vorwurf ist ihm durchaus bekannt. »Für mich steht das individuelle Recht höher als das kollektive Recht. Beschneidungspraxis verletzt Individual-Menschenrecht – ich würde diese Rituale nie als ‚wertvoll‘ im Sinne der Sozialisation in eine ethnische Gruppe verteidigen«, sagt Bogenreiter. »Im Prinzip sehe ich das Wertvolle in der Vielfalt, ich selber habe jedoch Probleme mit Menschen, die bestimmte kleine Ethnien verherrlichen.« Meine Assoziation dazu: die Glorifizierung der TibeterInnen in Esoterikkreisen. Freilich sei es Fakt, so Bogenreiter, dass Menschen immer wieder aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit diskriminiert werden; darum habe im Rahmen einer Arbeitsteilung im Spektrum der Menschenrechtsgruppen die Gesellschaft für bedrohte Völker ihre Notwendig-

keit. »Zum Unterschied von amnesty international, die für die Befreiung politischer Gefangener kämpft, sind unsere Erfolge schwer messbar«, sagt Bogenreiter. Der Augustin-Vorwurf des »völkischen Denkens« an die Adresse der Gesellschaft könne einen wie ihm, der das »Nie wieder Auschwitz« zur Hauptmaxime seines Handelns machte, nur schwer im Magen liegen.

Tatsächlich hat außer der GfV kaum jemand auf die rassistische Forderung von Jörg Haider nach einem »tschetschenfreien Kärnten« und auf die Wahlkampfreden Westenthalers reagiert, in der die Tschetschenen als »Gesindel« bezeichnet wurden. Haider hatte sich dabei auf xenophobe – von der Polizei nie verifizierte – Gerüchte über die Umstände einer Schlägerei in einer Klagenfurter Siedlung im Sommer des vergangenen Jahres berufen. Ohne die Aufmerksamkeit der GfV wäre die ungeheuerliche Aussage eines Landeshauptmanns, die sich sprachlich an die Appelle der regionalen Nazis der 30er Jahre zum »judenfreien« Kärnten anlehnt, in der Masse der populistischen Rhetorik untergegangen.

Robert Sommer  
www.gfv.at

Tagebuch einer pflegenden Annäherung (1)

# Fremde Mutter

Unverhofft kam die Journalistin Bärbel Mende-Danneberg in die Situation, ihre demenzkranke Mutter zu pflegen, ohne wirklich zu wissen, worauf sie sich da einlässt. Im Laufe der Zeit wächst eine Beziehung zwischen ihr, der fremden Frau und allen Beteiligten. Den Pflegealltag beschreibt Mende-Danneberg als »belastend, zermürbend, trotzdem aber insgesamt abenteuerlicher und menschlich bereichernder als sämtliche All-inclusive-Urlaube zusammen«. Ohne fremde Hilfe geht es nicht. Doch die ist teuer und rar. Wenn 80 Prozent der zu pflegenden Menschen von ihren Angehörigen, meist weiblich, betreut werden, weist das auf einen akuten Pflegenotstand hin. Der Augustin publiziert das Tagebuch des Alltags mit der »fremden Mutter« in acht Teilen, illustriert vom Partner der Autorin, Julius Mende.

Juli 2003

Mutter ist nun also seit fünf Tagen bei uns in Österreich. Ein unvorstellbarer Wechsel – mit 91 Jahren von Berlin nach Wien zu übersiedeln! Sie lebt mit meinem Mann und mit mir in unserer Wohnung in Wien, die zum Glück so groß ist, dass sie ein eigenes kleines Zimmer hat. An den Wochenenden fährt sie mit uns in unser Bauernhaus ins Waldviertel.

Mein älterer Bruder und seine Frau, die sich in Berlin um meine bis dahin allein in ihrer kleinen Wohnung lebende Mutter gekümmert hatten, wollten dies nicht mehr länger tun. Geld ist auch keines vorhanden für ein gutes Pflegeheim in ihrer Heimatstadt, also werde ich sie pflegen, denn ich bin gerade in Pension gegangen. 80 Prozent der zu pflegenden Menschen werden zu Hause von ihren Angehörigen betreut. Warum soll das bei mir anders sein?

Mein Mann machte übrigens den Vorschlag, meine Mutter in der letzten Strecke ihres Lebens zu begleiten, weil ich ein solches Angebot vor Jahren auch seiner Mutter gemacht hatte. Die aber zog es vor, in ein Heim zu gehen und dort zu sterben. »Das kann man Kindern nicht zumuten«, sagte sie damals zu mir.

Gleich in der ersten Nacht, es war eine schöne, laue Liebesnacht mit meinem Mann im Waldviertel, ist Mutter schwer gestürzt. Lust und Strafe liegen eng beisammen. Es ist aber einigermaßen glimpflich abgelaufen – blauschwarzer Arm, lädiertes Kinn, blauer Finger, aufgeschlagene Knie und Rippenschmerzen. Es hätte schlimmer sein können – Oberschenkelhals oder Gips oder so.

Die letzten Nächte waren fürchterlich, Mutter geistert. Ich habe zu



ILLUSTRATIONEN: JULIUS MENDE

wenig Schlaf, habe Angst, dass sie wieder stürzt. Wie es ihr psychisch mit der Umstellung geht, kann ich nur ahnen. Manchmal blickt sie ganz verloren in die Gegend, fragt, wie sie denn wieder zurückkommt. Wohin denn? Nach Hause, Berlin-Zehlendorf, sagt sie. Ich erkläre ihr,

dass sie erst einmal bei uns bleibt. Sie küsst mich und sagt, es ist schön, wenn man eine Familie hat. »Ach Mädchen, was würde ich denn ohne dich machen ...« Es ist anstrengend, zu jeder Tages- und Nachtzeit bereit zu stehen. Ich denke aber, das gibt sich vielleicht mit der Zeit.

Womit ich absolut nicht gerechnet habe: Dass meine Mutter schwer alzheimerkrank ist. Davon hatte mir keines meiner drei Geschwister etwas gesagt. Seit 30 Jahren lebe ich in einem anderen Land und habe meine Mutter nur sporadisch in den Ferien gesehen, oder wenn wir meine Schwägerin und meinen Bruder bei der Betreuung in Berlin kurzfristig etwas entlastet haben. Mutter war zwar vergesslich und hatte immer einen passenden Spruch parat – aber alzheimerkrank? Oder ist es eine Altersdemenz? Ich kenne mich nicht aus damit.

Nun lebt bei uns eine fremde Frau. Meine Mutter.

Oktober 2003

Jetzt ist Mutter schon länger als ein Vierteljahr bei uns. Den Sommer über haben wir am Land gelebt und seit September sind wir wieder in der Stadt. Es hat sich irgendwie eingespielt. Den Wechsel, vor dem ich solche Angst hatte, hat Mutter gut überstanden. Erstaunlich!

Heute geht es Mutter nicht so gut, sie liegt und schläft. Das Wetter ist auch saumäßig – kalt und Regen und grippig. Jedes Mal, wenn Mutter so daliegt, frage ich mich, ob nun die schlimme Zeit anfängt – Bettlägrigkeit, Intensivpflege, Abschied vom Leben. Dann denke ich nach übers Sterben und was man ihr noch Gutes tun sollte und wie das einmal mit uns sein wird.

Erfreulich ist es mit unserer Nachbarin in Wien, einer Frau Rechtsanwältin. Sie hat sich bereit erklärt, einmal in der Woche drei Stunden auf Mutter aufzupassen, jeden Dienstagnachmittag. Vorgestern war Premiere und es hat wunderbar geklappt. Das schätze ich sehr – sie





Herz 2006

fressen mich manchmal auf, ihre kleinen Vorwürfe und Blicke, wenn ich mich an den Computer setze. Ihr ständiges Zur-Seite-Rücken – »Störe ich?« – ihre Anspruchslosigkeit, ihr Stöhnen und Beschäftigtwerdenwollen ... Ich muss mich schützen vor dieser Tageseinsamkeit mit ihr, vor dieser häuslichen Stille. Reden kann ich schlecht mit ihr, sie hört nichts, irgendwie erwartet sie, dass ich neben ihr sitze. Gestern habe ich ihr gesagt, dass ich nicht den ganzen Tag Händchen halten kann, dass ich auch etwas zu tun habe, ich habe sie dann neben meinem Schreibtisch gesetzt, als ich am Computer gearbeitet habe, weil sie mich so hilflos angeschaut hat. Sie ist gedanklich so weit weg, sagt: »Großmutter hat auch schon lang nichts von sich hören lassen«, sie weint. »Wo ist denn Tante Mariechen?« – Was soll ich da sagen? Sie tut mir Leid.

Mutter geht es heute besser. Wir haben ihr ein sehr liebes Zimmer eingerichtet.

Heute hat sie das erste Mal gesagt: »Ich werde mal in mein Zimmer gehen.« Vor ein paar Tagen meinte sie: »Wieso lebt man eigentlich so lange?« Und dann als Antwort: »Weil man feige ist.« Gestern habe ich ihr neue Stiefel, Nachthemden und eine Mütze gekauft. Sie hat es gerne, wenn man sie beschenkt. »Womit habe ich denn das verdient«, sagt sie immer. »Gar nicht«, sage ich ihr dann, und sie muss lachen. ■

macht es ohne Bezahlung und sagt, auch sie hätte ihre Mutter und ihren Mann, der schon alt war, betreut und sie habe Hochachtung vor jedem, der das macht.

Heute Badetag. Haare waschen. Nägelschneiden. Ich schaue mir Mutters Fußnägel an. Verkrümmt. Mit diesen Beinen ist sie vor 60 Jahren auf brennendem Asphalt durch den Krieg gerannt, mit mir schwanger. Ich denke dann an den Tod, wenn ich ihre Fußnägel schneide, ich schaue sie an und weiß nicht, was ich in meiner Erinnerung festhalten möchte. Wahrscheinlich sind es diese körperlichen Dinge, die hängen bleiben, der körperliche Verfall. Erinnern möchte ich aber ihre oft fröhliche Art. Ihre Genügsamkeit. Wie ist es mit dem Tod vor Augen? Ich bewundere, dass sie den Ortswechsel so überstanden hat. Man hat ihr alles an Identität dadurch genommen – bis auf die paar Fotos. Aber alles andere, die Wohnung, die Stadt, das Land, die Menschen, die Gewohnheiten, die Geräusche und die Geräusche sind ihr fremd.

Mein Mann hilft mir sehr bei der Betreuung, er geht zum Beispiel mit

Mutter im Schweizergarten spazieren oder fährt stundenlang mit ihr im Auto durch die Gegend. Das liebt sie – wie ein kleines Kind im Kinderwagen.

Gestern war ich eher deprimiert, weil mit Mutter kaum etwas anzufangen ist, sie ist so interesselos. Und dabei so lieb. Aber manchmal habe ich den Eindruck, sie will nur unterhalten werden und ich soll permanent neben ihr sitzen. Dabei tue ich ihr sicher Unrecht – was hat sie denn vom Leben, den ganzen Tag im Sessel sitzen? Nein, so ist das auch wieder nicht. Erstmal Körperpflege, das genießt sie. Dann Essen, das genießt sie auch. Spaziergehen jeden Tag, das findet sie auch schön, dann Beschäftigungen wie meine Gewürzladen aufräumen, Nüsse knacken, Kuchenbacken, Gemüse putzen, das alles kann sie noch. Sie hat hier sicher mehr Abwechslung als in Berlin.

November 2003

Seit dem Wochenende geht es Mutter nicht gut. Sie ist unruhig, verwirrt, schwitzt sehr, dass sie immer

einen nassen Kopf hat, sie hat so leere Augen, bisher waren sie doch so wach. Sie sagt: Am besten, ihr schmeißt mich weg. Ich kann auch kaum etwas mit ihr machen, außer Spaziergehen, aber sonst – eben habe ich ihr ein Märchen vorgelesen, aber sie versteht es nicht, obwohl sie die Kopfhörer aufhat.

Heute ist sie ganz weit weg. Ich denke oft an den Tod.

Mutters bescheidene Ansprüche

## SozialMarie 2007

Preis für innovative Sozialprojekte



Einreichfrist für die Auszeichnung innovativer Sozialprojekte läuft ab sofort und endet am 15. Februar 2007

**Unterlagen und Information:**

Maria Reichmann  
Tel: (01) 587 71 81  
oder: <http://sozialmarie.org>

Ex-Pflege-Ombudsmann Vogt: Großanstalten neigen zur Entgleisung

# Systemische Gewalt im Heim



Foto: M. BLASZCZUK

*Am 31. Dezember vergangenen Jahres wurde entsprechend einer politischen Entscheidung in Wien das trotz seines kurzen Bestehens äußerst erfolgreiche Amt des Pflege-Ombudsmanns abgeschafft. Werner Vogt, Inhaber dieses Amtes, war als kompromissloser Kritiker des Systems der Altenpflege zum Störfaktor geworden. Zwei Wochen vor dem Finaltag kündigte Vogt in einem Gespräch mit Augustin-Mitarbeiter Martin Schenk an, dass die Politik ihn nicht hindern werde, weiterhin die Rechte der in das »Entmündigungssystem Altenpflege« Geratenen im Auge zu behalten. Das Gespräch fand im Geriatriezentrum Wienerwald (besser als Lainz bekannt) statt.*

**W**odurch geriet die Situation der Altenpflege in deinen Aktionsradius?

In den 70er Jahren war ich auf der »anderen Seite« von Lainz tätig, als Spitalsarzt. Als solcher musste ich gelegentlich ins Altersheim, um Nadeln zu setzen. Dort gab es damals noch Säle mit 30 Betten. Das war mein erster Eindruck von »Lainz« – ein erschreckender. In dieser Hinsicht gab es ja Fortschritte. Zu dieser Zeit war ich auch noch als Ret-

tungsarzt unterwegs und lernte einen mir unbekanntem Aspekt der Schrebergartenwirklichkeit kennen. Das waren die Einsätze zu den Schrebergartenhütten, in denen sich alte Leute umbrachten, nur deshalb, weil sie nicht nach Lainz abgeschoben werden wollten. 1989 kam es dann zu den berühmten Tötungsdelikten im Krankenhaus Lainz und 2003 erneut zu einem Pflegeskandal im Pavillon 1, wo eine zu pflegende Person in einem katastrophal verwahrlosten Zustand aufgefunden wurde. Die Kronenzeit-

ung nahm die Angelegenheit »in die Hand« – und das wirkt sich immer auf die Republik aus. Es war das Ende der politischen Karriere der Stadträtin Pittermann. Und der Beginn meiner Tätigkeit als »Pflege-Ombudsmann«.

**Was waren deine ersten Eindrücke und Erfahrungen, als du in diesem neuen Amt nach Lainz kamst?**

Als erstes bestand ich darauf, dass ich mein Büro mit meinen sieben MitarbeiterInnen hier eröffne, im

Pavillon 17. Also im Zentrum des Dramas. Mein erster Eindruck war, dass es überall an qualifiziertem Pflegepersonal fehlte. Das war auch das Thema der ersten Auseinandersetzung. Auf unsere Frage, wie viele Pflegepersonen in Lainz fehlten, bekamen wir die offizielle Antwort: 1,75 (eindreiviertel Personen). Unsere Erhebung ergab, dass mehr als 200 fehlen. Inzwischen ist der personelle Pflegenotstand dadurch verbessert worden, dass man bei gleich gebliebenem Personal die Bettenanzahl verringert hat. Der eigentliche

Skandal von Lainz war aber die Dimension der Öde und der Langeweile, die das Leben der PatientInnen prägten. In den Zimmern leben nicht mehr 30 Menschen, sondern 4 – aber wie? Sie sitzen auf dem Gang, und es gibt nur die Wahl, in den Fernsehapparat zu schauen oder nicht. Es gab keine Zeitung, kein Radio und kaum Chancen, ins Freie zu kommen, in dieses wunderschöne, aber menschenleere Gelände – kurz, wir fanden ein System der Ruhigstellung von alten Menschen vor. Zurecht fürchten sich die Menschen, in dieses System zu geraten, zurecht herrscht der Wunsch vor, zuhause gepflegt zu werden.

*Diese Situation scheint ein systemisches Problem in den Heimen auszudrücken. Die Jugend- und Erziehungsheime wiesen oder weisen ja ähnliche Entwürdigungs-Mechanismen auf.*

Einrichtungen dieser Art neigen zur Entgleisung. Es passiert, was aus der Sicht der Heimleitung die Verwaltung vereinfacht, und es passiert nicht, was die Alten oder die Kinder wünschen. Ich bin ja auch schon alt, als 68-Jähriger. Aber ich lasse mir nicht vorschreiben, dass ich mich um 18 Uhr niederlegen und am nächsten Tag um 6 Uhr Früh aufstehen muss. Das geht nicht, das ist ein unmöglicher fremdbestimmter Zustand. Der Mensch muss seinen Eigenrhythmus behalten dürfen. Das System Heim setzt sich darüber hinweg. Weil kein durchschnittlicher Mensch 12 Stunden liegen kann, wird er im Heim mit Schlaftabletten ruhig gestellt. Es bedarf also Mittel

der Gewalttätigkeit, um diese inhumane Ordnung aufrecht zu erhalten. Dazu kamen die Sinnlos-Regeln, etwa dass es den PatientInnen verboten war, von der ersten in die zweite Station spazieren zu gehen. Es gab, als wir antraten, niemanden, der die PatientInnen in die Anlage hinaus begleitete. Wir versuchten, freiwillige HelferInnen dafür zu gewinnen. Wenn man die Vereinsamung und Isolation aufheben will, braucht man viel Kontakt von außen.

*In Dänemark, so las ich kürzlich, wurde diese Pflegedebatte, wie sie heute in Österreich abläuft, schon in den 80er Jahren geführt, mit der Konsequenz, dass solche Großanstalten, die eine Tendenz zur Demütigung der Insassen haben, aufgelöst wurden.*

Das ist auch die einzige Lösung. Es wird schon einen kleinen Rest von Menschen geben, die so krank und pflegebedürftig sind, dass stationäre Einrichtungen wie Altenkrankenhäuser ihre Bedeutung behalten. Aber die sind in Wien viel zu groß konzipiert, etwa das Altenkrankenhaus in Lainz. Die »40.000 ausländischen HauspflegerInnen«, die im Vorjahr Gegenstand einer aufgeregten Debatte waren, sind ja ein Ausdruck des Protestes gegen das Heim und ein Hinweis darauf, dass immer mehr Betroffene zuhause gepflegt werden wollen. Die Qualität der Pflege wird immer nach der Intensität der Betreuung beurteilt. In dieser Hinsicht bekommen die meist slowakischen »illegalen« PflegerInnen die besten Noten. Wenn du Alte in

Lainz fragst »Wer ist gut zu Ihnen?«, werden die genannt, mit denen es sich reden lässt – die Bedienerin und der Zivildienstler. Das Pflegepersonal huscht vorüber – und kann deshalb nur selten genannt werden. Ärzte werden nie genannt. Kommunikationslosigkeit und Isolation führen zu einem Stopp der geistigen Bewegung. Die Betroffenen werden tatsächlich still und stumm und depressiv – und das wird oft so gedeutet: »Der ist ja schon ganz daneben!« Der Sachwalter wird eingeschaltet, der eigene Verstand wird geraubt, ein fremder Verstand eingeführt. In den Großanstalten schreiten die Entmündigungsprozesse mit einem speziellen, rapiden Tempo voran. Daher kann so ein System nur zerstört werden. Nur Kleinsteinheiten für LangzeitpflegepatientInnen haben ihre Berechtigung. In jedem Bezirk eine Kleinsteinheit anstelle einer Rieseninstitution am Rande der Stadt. Die Stadt Wien ist auf diesem Gebiet auf eine traurige Art hartnäckig, denn schon wird ein großes neues Heim in Liesing geplant, für 350 Alte; und ein Haus der Barmherzigkeit entsteht für 250 Alte – ein Wahnsinn. Vorarlberg ist das positive Gegenmodell: Hier baut man Kleinsteinheiten, kleine Wohnungsverbände, wo gelegentlich Betreuer aus der Gemeinde vorbeikommen, um nachzusehen, ob es Probleme gibt.

*Wie könnte dieses alternative System aber für alle leistbar werden?*

Wer wird alt und bleibt gesund? Das sind die gut Gebildeten und die mit

gutem Einkommen. Man muss also Bildung fördern und Armut bekämpfen – das ist die Prävention gegen den Pflegenotstand. Man muss altengerechte und barrierefreie Wohnungen schaffen. Und es muss einen Rechtsanspruch auf Rehabilitation geben. Wenn sich einer trotz barrierefreier Musterwohnung einen Schenkelhalsbruch zuzieht, muss mit ihm drei Monate lang geübt werden, auch wenn er alt ist. 80 Prozent der Betroffenen könnten dadurch nach dem Unfall wieder nach Hause kommen. Wenn man all das nicht macht, landen die Alten in der Langzeitpflege, die viel kostet und gleichzeitig viel Unglück produziert. Dazu braucht es Aufklärung über Alterskrankheiten. Es herrscht ein regelrechte Demenzhysterie in diesem Land. Alle glauben, älter werden heißt dement werden. Wichtig wäre auch, die Ärzte aufzuklären. Oft wird Demenz behandelt, die keine ist, oft wird Alzheimer diagnostiziert, der keiner ist. Oder er wird falsch behandelt. Wenn Pflege notwendig ist, darf sie für die PatientInnen und ihre Angehörigen nicht zum finanziellen Drama werden. Eine staatlich finanzierte Pflegesicherung muss her. Die Pension, das Eigentum, das Ersparnis, auch das Einkommen der Angehörigen – also all das, worauf die Pflegeheimträger Zugriff haben – muss den Betroffenen bleiben.

*Das Gespräch wurde von TV Augustin auf »Okto« aufgenommen und war auch bei Radio Augustin zu hören.*

GEHT'S MICH WAS AN?

Polizeiliche Misshandlungen als Kavaliersdelikt?

ZARA nimmt Stellung zur Entscheidung der Disziplinarkommission der Wiener Polizei, die Suspendierung jener zu bedingten Haftstrafen verurteilten Polizisten aufzuheben, die den Schubhäftling Bakary J. Ende August 2006 misshandelt und schwer verletzt haben. Laut Wiener Polizei werden die vier WEGA-Beamten »ab sofort« im Innendienst und ohne Kontakt mit Parteien wieder eingesetzt.

Diese Entscheidung der Disziplinarkommission zeigt, dass die Polizei scheinbar zur gewohnten Tagesordnung übergehen möchte – ohne ein wirksames Signal an die eigenen MitarbeiterInnen zu setzen. Es scheint jedenfalls, dass dieser tragische Vorfall von Folter weder zu strukturellen oder prozessualen Veränderungen noch zum

Hinterfragen des Zugangs zur Thematik Rassismus innerhalb der Polizeikultur geführt hat oder führen wird.

Die zentrale Aufgabe der Polizei wäre es, die Menschenrechte aller zu schützen und selbst zu wahren. Was muss passieren, damit sich die Polizei als das versteht, was sie ist: die größte Menschenrechtsorganisation Österreichs. Schwer zu sagen, wenn innerhalb der Polizei Folttervorfälle bekannt werden und die politisch Verantwortlichen zu keiner Entschuldigung bereit sind, weil das Opfer wegen eines Drogendelikts vorbestraft ist. Menschenrechte sind in Österreich scheinbar immer noch Exklusivrechte.

Die politisch Verantwortlichen sollten nicht außer Acht lassen, dass eine derartige Verharm-

losung der Folter das Vertrauen der BürgerInnen in die Polizei erschüttert und gleichzeitig all jenen BeamtenInnen ein schlechtes Zeugnis ausstellt, die täglich menschenrechtskonform ihren Dienst leisten.

ZARA fordert daher die Verantwortlichen auf, sich klar gegen Rassismus und die Menschenwürde verletzende Übergriffe der Polizei zu positionieren. Die Veränderung der Polizeikultur im Sinne der durchgängigen Einhaltung der Menschenrechte muss von der Führungsebene getragen und vorangetrieben werden. Weiters fordert ZARA die politisch Verantwortlichen auf, sich bei Bakary J. zu entschuldigen.

Karin Bischof / [www.zara.or.at](http://www.zara.or.at)



# Bei aller Pietät ...

Menschenrechtsaktivist Michael Genner hatte wenige Tage nach dem Tod von Prokop auf der Homepage seiner NGO »Asyl in Not« eine Stellungnahme abgegeben, die für echte und inszenierte Empörung sorgte. Darin war von einer »guten Meldung zum Jahresbeginn« die Rede, kein anständiger Mensch weine der Innenministerin Prokop eine Träne nach (siehe auch Seite 4). Mittlerweile hat er sich bei der Familie Prokops entschuldigt. Gleichzeitig verlangte er vom zukünftigen Innenminister, dass er im Namen der Republik die Opfer der bisherigen Politik der Kriminalisierung von AsylwerberInnen um Entschuldigung bittet. Volker Kier, Ehrenobmann von »Asyl in Not«, kritisierte die Wortwahl Genners, listete aber in einer Stellungnahme die Untaten der ÖVP-Ministerin auf. Bei ihrer posthumen Glorifizierung, woran sich selbst grüne Spitzenpolitiker beteiligten, habe Genner zurecht nicht mitgespielt.

**S**o wenig hingenommen werden kann, Menschen noch nachzutreten, die ohnehin schon vor einem anderen Richter stehen, umso mehr muss es aber bei aller Pietät erlaubt sein, den in mehr oder weniger plötzlicher Sympathie für die Amtstätigkeit der Verstorbenen geeinten Nachrufern der politischen Wahrheit zuliebe doch auch das eine oder andere entgegenzuhalten. Anderenfalls bliebe die Instrumentali-

sierung des Todes von Liese Prokop zur Verharmlosung ihrer menschenverachtenden Politik unwidersprochen.

Aus der Fülle der bedenkenswerten politischen Fehler seien hier jene in Erinnerung gerufen, die Roland Hermann (Kanzlei Dr. Wolfgang Rainer) dieser Tage zusammengefasst hatte:

1. Auf die Frage von Armin Wolf in einer ZIB 2, ob gegenüber dem Folteropfer Bakary J. nicht eine Ent-

schuldigung angebracht wäre, fiel Frau Ministerin Prokop bloß ein: »Man darf nicht vergessen, dass es sich um einen verurteilten Drogendealer handelt.«

Welcher Stein ihr mit einer Entschuldigung aus der Krone gefallen wäre, ist unerfindlich. Immerhin waren die rechtskräftig verurteilten Folterer Polizisten und auch verurteilte Drogendealer haben Anspruch darauf, nicht gefoltert zu werden. Eine Entschuldigung wäre also das Wenigste gewesen, was zur Wiedergutmachung hätte getan werden können.

2. »Ehe ohne Grenzen« – Frau Ministerin Prokop war bis zuletzt NICHT zu einem Gespräch mit den betroffenen inländischen Ehepartnern bereit. Den vollmundigen Versicherungen ihrer stattdessen zur Kopfwäsche durch die empörten Angehörigen vorgeschickten Ministerialbeamten zum Trotz sind dem Vernehmen nach bis dato gerade einmal zwei (!!!) von rund 100 bereits vor Monaten eingereichten Fällen gnadenhalber positiv erledigt worden. Dass in so genannten »Altfällen« im Erlasswege die Hürden bezüglich einer Inlandsantragstellung beseitigt worden seien, ist ein

inzwischen bereits durch mehrere negative Höchstgerichtserkenntnisse widerlegtes Gerücht geblieben.

3. Das zwar in Grundzügen noch aus der »Ära« Strasser stammende, aber unter der Federführung der Ministerinnen Prokop und Gastinger endredigierte und dem Nationalrat zu Beschlussfassung vorgelegte (und mit den Stimmen der SPÖ beschlossene!) Fremdenrechtspaket 2005 hat unzählige Verschärfungen und Fallen für Asylsuchende mit sich gebracht, womit der Slogan »Schneller Schutz für jene, die ihn brauchen, aber Stopp dem Missbrauch« verlässlich verfehlt wurde.

Asylverfahren dauern nun allein schon deshalb noch länger, weil sie um einiges komplizierter geworden sind, und die neu eingebauten Formalhürden sind eine Fundgrube, wenn es weniger um ein rasches sachgerechtes Ergebnis geht als vielmehr um bloßen Zeitgewinn, wohingegen gerade Traumatisierte, Folterüberlebende und andere »klassische« politische Flüchtlinge ohne das bis hin zur Selbstaufgabe reichende Eintreten der Ute Bocks und Michael Genners regelmäßig durch den Rost fallen würden.

Alleine schon die Idee, Schubhäftlinge nötigenfalls zwangszu ernähren, stellt einen menschenrechtlichen Tabubruch dar, der auf derselben Stufe steht wie etwa der bislang noch ausgebliebene Vorschlag, für Falschparker das Standrecht einzuführen. Die Unterwerfung unter politische »Sach«-Zwänge ist keine Rechtfertigung, sondern in Wahrheit nichts als eine Ausrede.

(...)

Frau Ministerin Prokop mag eine verdiente Spitzensportlerin, eine bewährte Landesrätin in Niederösterreich und anzunehmend auch privat ein anständiger Mensch gewesen sein. In Zusammenhang mit ihrer Amtstätigkeit als Innenministerin wirken aber die ihr aktuell verliehenen Prädikate »menschlich«, »um Ausgleich bemüht«, »gesprächsbereit« bzw. »anständig« vielmehr wie ein Schlag ins Gesicht sowohl der zahlreichen Opfer ihrer Politik als auch derjenigen, die – wie auch Michael Genner in mehr als 17 Jahren – unermüdlich dagegen angeköpft haben. ■

## DAS NACKTE LEBEN



Aus Mehmet Emirs Fotoserie für eine Boulevardzeitung der anderen Art

# »Um das Buch herum«



**LOKAL-  
MATADOR**

**Nº 146**

*Norbert Donhofer bietet in seinem Antiquariat im Palais Schönborn altes Wissen zum Kauf an.*

VON UWE MAUCH (TEXT)  
UND MARIO LANG (FOTO)

**M**anchmal sieht sich der Antiquar auch genötigt, allzu hohe Erwartungen privater Anbieter zu bremsen. Täte ihm wirklich Leid, aber eine umfangreiche Privat-Bibliothek begänne für ihn erst bei 10.000 Druckwerken. Und ein altes Buch sei für ihn frühestens dann alt, wenn es vor dem Jahr 1850 gedruckt wurde.

Ein paar Bände vom alten Goethe und dazu Schillers »Räuber« mögen ja für die eigenen vier Wände durchaus zierend sein, in einem Antiquariat sei mit einem derart neuzeitlichen Angebot wenig anzufangen.

Norbert Donhofer weiß, wovon er spricht. Er hat im Palais Schönborn in der Renngasse das Antiquariat Donhofer & Moser eingerichtet. Er ist auch Vorsitzender des Verbands der Antiquare Österreichs. Und selbstverständlich auch ein Freund von Büchern. Aber von der Liebhaberei alleine, beteuert er, könne man als Buch-Händler nicht leben: »Ich muss das alles auch wieder verkaufen.«

15.000 ausgewählte Schmöcker warten in den Regalen entlang der Renngasse auf Interessierte. Mitten drinnen stehen einige echte Raritäten, wie der Antiquar betont. Raritäten, die so viel kosten können wie ein Klein- oder Mittelklassewagen. Je nach Alter, Ausführung, Inhalt und Einzigartigkeit.

Der Band »Controfee und Beschreibung aller Stätt, Clöster und Schlösser wie sie an jetzo stehen in dem Ertzhertzogthumb unter Österreich« (aus dem Jahr 1672, mit

500 Kupferstich-Ansichten) ist beispielsweise um 16.000 Euro zu haben. Die erste vollständige russische Bibel aus 1581 schlägt gar mit 30.000 Euro zu Buche. Bitte jetzt nicht gleich die Kreditkarte zücken. Ein Geschäftsmann aus Kiew hat die Gunst der Stunde um einen Hauch früher erkannt als wir.

Schnell verliert man in der Klausel eines Antiquariats das Gefühl für Raum, Zeit und auch Geld. Hier verweilt die Kundschaft länger als in den modernen Supermärkten des Buchhandels. Hier wird ausführlicher taxiert und diskutiert. Immer geht es dabei auch um das Herstellen von Vertrauen.

Norbert Donhofer kann auf 28 Jahre Berufserfahrung verweisen. Sein Studium der Kunstgeschichte hat er wegen einer frühen Vaterschaft, aber auch wegen seiner Liebe zum gedruckten Wort abgebrochen. 23 Jahre lang konnte er sich als Mitarbeiter des Antiquariats des Deuticke-Verlags viel Basiswissen aneignen. Nach dem Aus der alten Wiener Institution vor drei Jahren hat er sich mit dem Kollegen Andreas Moser selbstständig gemacht. Auch ein Teil des Kundenstocks ist mit den beiden Buchhändlern in die Renngasse übersiedelt.

Die Arbeit des Antiquars erinnert ein wenig an die eines Kriminalisten: »Man liest zunächst viel um das

Buch herum«, erläutert der Ermittler. Indizien über den Autor und die Wichtigkeit des Textes finden sich ebenso in seriösen Bibliographien wie in den kiloschweren Katalogen der Auktionshäuser, der Ausstellungsmacher und der Kollegen. Dann wird das Werk auf einem Beizettel möglichst präzise beschrieben und datiert. Fehlen Seiten, muss das vom Antiquar laut Ehrenkodex ebenso vermerkt werden. Stolz sagt Donhofer: »Das geht über die Tätigkeit der reinen Regalbetreuung weit hinaus.«

Zum Lesen der alten Kostbarkeiten kommt der Buchprüfer selten: »Dafür fehlt mir leider die Zeit. Das Lesen bleibt mehr den Sammlern vorbehalten.« Schade eigentlich, denn das Lesen gehört für ihn einfach dazu: »Ich bin in einem Haushalt groß geworden, da waren Bücher immer vorhanden.«

Das Profil der klassischen Sammler, fährt der Antiquar fort, hat sich zuletzt stark verändert. Früher waren alte, gut situierte Universitätsprofessoren die besten Kunden. Deren Nachfolger haben andere Sorgen: Während die Zahl der wissenschaftlichen Titel ausufert, wohnen die jungen, schlechter bezahlten Forscher weniger feudal, wodurch kaum Stauraum für einen brauchbaren Handapparat bleibt. Dazu kommt, dass das Internet zuneh-

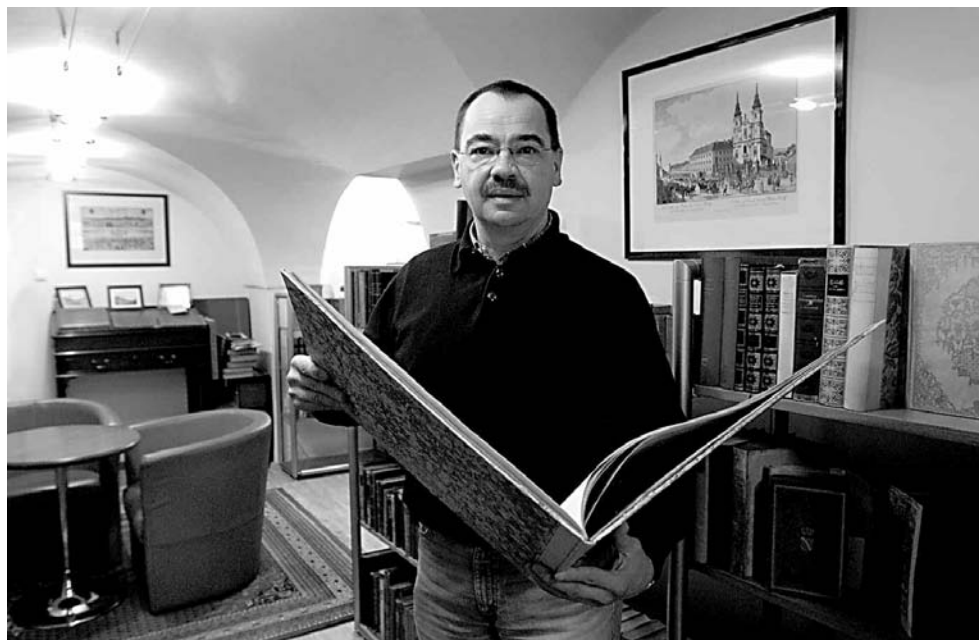
mend auch als Nachschlagwerk dient.

So verwundert es nicht, dass Donhofers betuchte Kundschaft inzwischen aus Russland und aus der Ukraine kommt. Der Wiener Buchhändler, der in 28 Arbeitsjahren mehrere umfangreiche Familien- und Klosterbibliotheken studiert, gekauft und verkauft hat, der auch von sich behauptet, dass ihn nicht schnell etwas erschüttern mag, wundert sich hörbar: »Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viele reiche Leute es dort gibt.«

Schnelles Geld könne man allerdings als Antiquar nicht verdienen: »Das ist eher ein langfristiges Geschäft. Man benötigt neben der Erfahrung auch viele nationale und internationale Kontakte.«

Nach dem Ende des Jugoslawien-Kriegs kam Gospon Donhofer auch mit Vertretern der großen nationalen Bibliotheken in Ljubljana, Zagreb und Sarajevo ins Geschäft. Diese holten von ihm den einen oder anderen Band in ihren Sprachraum zurück. Mit gemischten Gefühlen wohl, denn die Bestände ihrer Wissensspeicher waren während des Kriegs regelrecht geplündert worden.

Um den teilweise ausgefallenen Anfragen seiner Kunden nachkommen zu können, sitzt Donhofer oft auch im Flugzeug. Damit er bei allen wichtigen Auktionen und Messen zwischen New York und Sankt Petersburg, Hamburg und Wien als Aussteller oder Besucher dabei sein kann. Mit einer Leidenschaft, wie sie im Buche steht. ■



Norbert Donhofer, Wiener Antiquar der alten Schule

Jahresrückblick 2006:

# FC Schwarz-Weiß Augustin

Die aktuelle Jahresbilanz des SW Augustin in Zahlen direkt aus der Kabine – 26 Mann, 50 Trainingseinheiten, 48 Spiele, 125 Tore, 88 Punkte.

**A**n dieser Stelle finden Augustin-LeserInnen üblicherweise Berichte über das Wichtigste aus der Welt des Fußballs in der »Vorstadt«. In einer Zeit, in der man das Geschehen auf dem satten Grün nur im Bezahlfernsehen oder neben den Pisten der Skiübertragungen verfolgen kann, ist – genau – Hallensaison. Ebenda – in der Halle des »Soccerdome« – überwintert auch das Team des FC Schwarz-Weiß Augustin. Dies wollen wir zum Anlass nehmen, einen Rückblick auf das Fußballjahr 2006 zu werfen. In der Rubrik nebenan berichtet Trainer Uwe Mauch regelmäßig aus der »Coaching Zone« über Interna und wichtige Belange für unser Team. In der Jahresbilanz berichte ich, als sein »Co«, über die Highlights und präsentiere die Jahresstatistik. Auf die Fotos aus der Kabine werden unsere weiblichen Fans



Schmährüder unter sich: die Routiniers Rudi Mayer u. Dragan Todorovic (re.)

allerdings noch weiter warten müssen ...

## Die Mannschaft

Das Jahr 2006 war in jeder Hinsicht ein intensives für den SW Augustin: Neben dem wöchentlichen Training, an dem sich heuer insgesamt 26 Augustin-Verkäufer beteiligten, bestritt der SW Augustin 18 Matches und nahm an 7 Turnieren teil, wo wir weitere 30 Spiele bestritten. Das macht zusammen 48 Matches, also

durchschnittlich 2 pro Monat. Dabei ist unser Kader sehr »homogen inhomogen« (© U. Mauch): alt & jung, schwarz & weiß, Ballartisten & Holzackerer, Routiniers & Anfänger. Genie und Wahnsinn liegen sowohl auf dem Rasen als auch hinter unserer Kabinentür sehr nah beisammen. Auch puncto Internationalität stehen wir dem Profifußball um nichts nach: Neben »heimischen« Kickern finden sich im permanent etwa 18 Mann starken Kader Spieler aus verschiedenen afrikanischen Ländern

und aus Georgien. Der Großteil unserer »Legionäre« kommt aus Nigeria.

Unsere »Nachwuchshoffnungen« entsprechen weniger den üblichen Klischees, man kann sie eher den »X-Knaben« zurechnen. Aber sie sind für die Kampfmannschaft inzwischen unentbehrlich. Überhaupt ist Alter kein entscheidendes Kriterium, um Spaß an der Freude zu haben: Gleich drei unserer Stammspieler dürften in der U 60 nicht mehr mitwirken.

## Erfolge

Die Messlatte für »Erfolg« ist variabel. So ist es ein Riesenerfolg, wenn »Nachwuchstalent Hömal« Dobscha in einem Match nicht nur keinen Fehler macht, sondern 5, 6 Pässe anbringt, die seinem routinierten Nebenspieler an diesem Tag misslingen und die überdies zu einer Torchance führen. Es ist ein Erfolg, wenn zum Training regelmäßig 10 bis 15 Spieler kommen, die allesamt mehr existentielle Sorgen haben als die Spieler in Amateurligen, wo die Trainingsbeteiligung oft gerade für ein »Ringerl« beim Tischtennis reicht.

Wirkliche sportliche Erfolge bekommen dann einen noch höheren

FOTOS: CHRISTOPH WITCZYNSKY

## KICK-TIPP in Zusammenarbeit mit dem Internetjournal wienerliga.at

**1. Vienna FC – 1. Simmeringer SC;** 24. 07, 18 Uhr: Wer weiß, wann diese beiden Teams wieder um Punkte kämpfen. Können die Herbstmeister der Regional- bzw. der Wiener Liga den Ansturm der Konkurrenz abwehren, dann wird's auch im Herbst nichts mit einer Neuauflage eines traditionsreichen Derbys. Viele neue Spieler wird es wohl aufgrund der beiderseits erfreulich verlaufenen Teambuildingphasen im Herbst nicht zu sehen geben. Dass an der einen oder anderen Stelle dennoch nachjustiert wird, darf man dennoch annehmen. Bei der Vienna stehen immerhin gleich zwei Stürmer (Weerman, Stanimirovic) vor dem Absprung, die sich im Herbst nicht durchsetzen konnten. Brisanterweise konnten die Döblinger als Ersatz ausgerechnet einen Simmeringer ver-

pflichten: Ferdi Toprak wechselt von der flachen Had' auf die Hohe Warte und wird sich wohl in diesem Spiel schon mit seinen rot-schwarzen Freunden messen.

Adresse:  
Stadion Hohe Warte  
Klabundgasse  
1194 Wien  
Tel.: (01) 368 61 36  
Anreise:  
S45, U4, 37, 10A, 11A, 38A

**Union Mauer – Gersthofen SV;** 27. 07, 14 Uhr: Wer hätte es vor Saisonbeginn für möglich gehalten, dass der Aufsteiger aus Mauer in der viel gerühmten Oberliga A so stark sein würde? Für den Herbstmeistertitel ist es sich dann doch nicht mehr ausgegangen, aber gegen so starke Konkurrenten wie Mannswörth, Slovan oder Dinamo

Ottakring konnte man sich gut behaupten. Zum Jännerausklang kommt ein Testspiel gegen den Stadtligisten Gersthofen SV gerade recht. Hier könnte sich zeigen, wie viel man in der Herbstsaison schon dazugelernt hat, wenn es gegen vermeintlich stärkere Gegner geht.

Adresse:  
Union Mauer  
Erhardgasse 2  
1230 Wien  
Tel.: (01) 888 10 55  
Anreise: Straßenbahnlinie 60

**PSV Team für Wien – Post SV;** 2. 07, 18.30 Uhr: Es schrillen die Hörner, wenn die Polizei gegen die Post aufmarschiert, zumal vor dem bizarren Ambiente des Dampfschiffhaufens. Einst ein Klassiker der Wiener Liga, muss diese Partie nun ligenunterschiedsbedingt in

die Testspielphase ausweichen. Blaulichtrainer Damir Canadi wird in der Vorbereitung alles daran setzen, die Differenz zu den Postlern noch um eine Stufe zu vergrößern. Nicht ganz vorn, aber mitten im Feld der unmittelbaren Vienna-Verfolger lauert sein Team auf den Sprung in die Zweitklassigkeit. Dazu muss der eingeschlagene Weg nur fortgesetzt werden: im Schatten der Traditionsdiven unauffällig, aber effizient um Punkte kämpfen. Ein Schlüssel dabei: das konsequente Punkten auf eigener Anlage. Fragt sich, welche Botschaft die Post einer solchen Macht entgegenbringen kann ...

Adresse:  
Dampfschiffhaufen 65  
1223 Wien  
Tel.: (01) 263 36 66  
Anreise: U1, bzw. 90 A od. 91A

Wert: So ist der Gewinn des »Obdachlosen-Hallenmasters« im vergangenen Februar nicht nur der Lohn für sportliche Leistungen, sondern auch ein Sieg über widrige Lebensumstände. Erst recht gilt das für den 5:1-Sieg über den »FC Nationalrat«, bei dem die Spieler einmal Revanche für die sozialen Unsportlichkeiten direkt an den Abgeordneten nehmen konnten.

Erfolgreich sind einige Kicker inzwischen auch in den Verbandsligen: So mancher »Augustiner« hat inzwischen ein »Fix-Leiberl« bei einem Unterhausverein.

**Niederlagen**

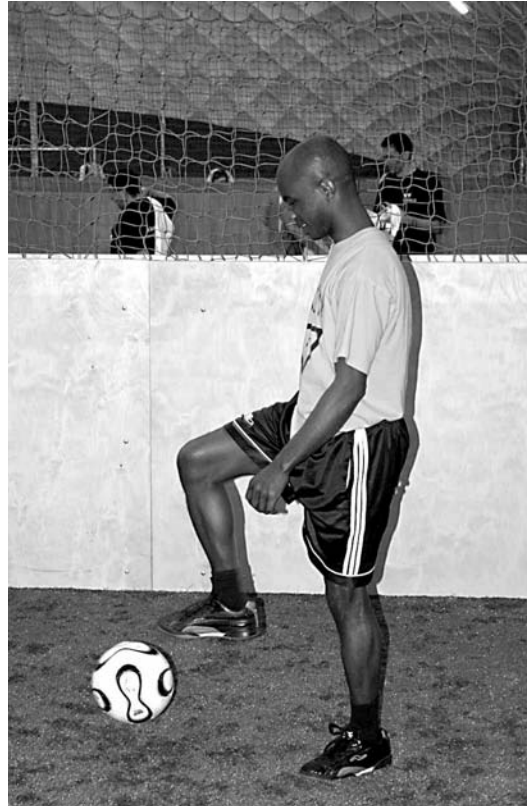
Ein 5:6 ist nicht wirklich eine Niederlage. Wenn etwa in der gegnerischen Mannschaft lauter 18-Jährige spielen, sind sie zusammen etwa gleich alt wie 3 unserer »Old Boys«. Auch wenn man sich bei einem Benefizturnier einer Mannschaft, bestehend aus Hans Krankl, Heini Strasser und Co. 0:4 geschlagen geben muss, tut das nicht weh. Weh tun hingegen die zahlreichen Verletzungen, die heuer nicht nur einige Spieler erlitten haben, sondern auch Cheftrainer Uwe Mauch. Er unterzog sich im Herbst einer Knieoperation, und wir alle hoffen auf die völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit. Das gilt auch für unseren »1er-Goalie« Manol-Kurt Ivantchev (er riss sich mehrere Bänder in Hand und Knie, und seine sportliche Zukunft ist höchst ungewiss) und Gilbert Hitimanis Knieprobleme. Dazu kamen Zerrungen, ein Mittelfußknochenbruch und die üblichen Wehwehchen, die die Betroffenen zum Glück nicht langfristig beeinträchtigen.

Niederlagen, das sind vor allem persönliche: Der Verlust von Wohnung oder Arbeitsplatz, oder die Trennung von der Lebensgefährtin sind bei unseren Spielern ähnlich existenzbedrohend wie eine offene Forderung wegen Schwarzfahrens in Höhe von 3000 Euro bei den Wiener Linien. Dass solche Ereignisse auch Auswirkungen auf die ganze Mannschaft haben, konnten wir im vergangenen Jahr mehrmals erleben.

**Sportliche Bilanz**

Stolz können Spieler und Betreuerstab auf die sportliche Bilanz des FC Schwarz-Weiß Augustin sein: In insgesamt 48 Spielen (inklusive der Spiele bei Hallen- und Kleinfeldturnieren) gingen wir 26-mal als Sieger vom Platz, spielten 8-mal remis und mussten nur 14 Niederlagen hinnehmen. Dabei erzielten wir 125 Tore, kassierten 83 und erreichten – fiktive – 88 Punkte.

	Sp	S	U	N	Tordiff.	P
Grossfeld	16	8	3	5	68:46	29
Kleinfeld/Halle	32	18	5	9	57:37	59
<b>Gesamt</b>	<b>48</b>	<b>26</b>	<b>8</b>	<b>14</b>	<b>125:83</b>	<b>88</b>



»Jung, dynamisch, zuverlässig« – Nachwuchshoffnung Joseph Nwosu

Unsere »Tabelle« ergibt einen Punktedurchschnitt von 1,83. Zum Vergleich: Dieser Punkteschnitt hätte in der Bundesliga der vergangenen Saison zum »Vizemeister« hinter der Austria (1,86) und vor Salzburg (1,75) gereicht.

**Ausblick für 2007**

Auch für 2007 haben wir Ziele: Ganz oben steht ein gutes Abschneiden beim Obdachlosen-Hallencup im Februar. Nach 3 Turniersiegen en suite liegt die Latte hoch. Nicht nur deswegen wünschen wir uns, dass alle Spieler bis dahin fit werden oder bleiben. Weiters freuen wir uns über weitere Verstärkung aus den Reihen der Augustinverkäufer. Und – da wage ich eine Prognose – 2007 wird »Hömal« sein erstes Tor im Dress des SW Augustin schießen!

Christoph Witoszynskyj

PS.: Auf der von »Papa Sir Strawinsky« betreuten Homepage sind die aktuellen Spielberichte und Torschützen sowie die »Coaching Zone« abrufbar: [www.swaugustin.at](http://www.swaugustin.at)

**COACHING ZONE**

VON UWE MAUCH



**Im Soccer Dome**

Lieber Werner Hebenstreit! Die Augustin-Fußball-Mannschaft hat inzwischen sechsmal im Soccer Dome in der Brigittenau trainiert – und wir möchten dir Danke sagen. Dass du uns hier die Türen geöffnet hast und gleich auch die Hälfte der anfallenden Kosten bezahlt hast.

Die Fußball spielenden Augustin-Verkäufer fühlen sich im Dome ähnlich wohl wie auf dem Slovan-Platz, auf dem sie von Anfang März bis Ende November Training und Spiele absolvieren.

Das liegt nicht zuletzt an der kompetenten Betriebsleitung (Betreiber Gerhard Badhofer, Assistent Oliver Müller). Und an der scheinbar nie schlecht gelaunten Kantinärin, Jasmine Krappmayer.

Das liegt aber auch an dem für Wien innovativen Konzept der Fußball-Anlage.

Wo im Sommer wenige Tennisspieler der Filzkugel nachjagen, können im Winter gleich acht Mannschaften neben- bzw. gegeneinander Fußball spielen, ohne dass unter dem Zelt-dach die Räume allzu eng werden. Die hohe Bande sorgt dafür, dass der Ball lange im Spiel bleibt. Und niemand am Ende klagen muss, dass er sich nicht ausreichend verausgaben konnte.

Angenehm ist auch der weiche, Gelenke schonende Kunstrasen. Vielleicht berichtest du einmal den Honoratioren des Wiener Fußball-Verbands und der Stadt Wien über solch Feinheiten. Oliver Müller, der in Deutschland in der Oberliga gekickt hat, sagt, dass in seinem Heimatland bereits 140 solcher Anlagen in Betrieb sind.

Wir bereiten uns indes weiter auf den Tag X vor: Samstag, 24. März 2007, Homeless Cup der Stadt Wien, heuer erstmals in der Sporthalle der Schulbrüder in Strebersdorf. Die Unsrigen wollen auch dort sehenswerten Fußball bieten – und wenn möglich ihren Titel verteidigen.

Was positiv stimmt: Schwarz-Weiß Augustin ist im Vorjahr als Team weiter gereift, hat dabei den Umgang mit Siegen wie mit Niederlagen vertieft. So war das Gros der Spieler auch schon beim ersten Titelgewinn vor drei Jahren mit an Bord.



Foto: WITOSZYNISKYJ

SW Augustin überbrückt den Winter im Soccer Dome

# Wien VI. Café Sperl II.

N° 63



## WIENER AUSFAHRTEN

**G**roll saß im Café Sperl und studierte eine Ausgabe von »Schiffahrt und Strom«. Er war so in die Lektüre versunken, dass er den Mann im Fahrrad dress nicht bemerkte, der unschlüssig in der Tür stand und seinen Blick über die Gäste schweifen ließ. Als Groll umblätterte und gebannt weiter las, wurde der Mann im Raddress auf ihn aufmerksam. Er näherte sich Groll mit langen Schritten.

»Stören Sie mich nicht! Ich habe lange genug auf Sie gewartet«, sagte Groll ohne aufzusehen.

»Pardon!« Der Dozent nahm Platz, streckte seine Beine aus und atmete erleichtert auf.

»Guten Tag, verehrter Herr Dozent!«, sagte Groll. Und wieder schaute er dabei nicht auf, sondern las weiter.

»Von Hietzing hierher. In fünfzehn Minuten. Guten Tag, geschätzter Groll«, antwortete der Dozent.

»Gratuliere«, sagte Groll. »Nehmen Sie Platz!« Er machte eine einladende Handbewegung. Dann legte er das Blatt zur Seite, nahm einen Schluck Kaffee und atmete tief durch.

Der Dozent griff mit beiden Händen nach dem Tisch.

»Was ist geschehen?«

»Fürchterliches«, sagte Groll. »Infolge des hohen Wasserstands und der damit verbundenen enormen Fließgeschwindigkeit ist die 'Mozart' nächstens mit dem Anlegesteg der Firma Brandner in Linz kollidiert.«

Der Dozent nahm Blatt und las.

»Die Havarie ereignete sich bereits am 20. März um 1 Uhr nachts!«

»Und das im Jahr 2005«, erwiderte Groll.

»Und das bewegt Sie heute noch?«

»Lesen Sie den zweiten Artikel«, sagte Groll und seufzte schwer.

»Untergang der 'Elisabeth'«, las der Dozent. »In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar ereignete sich an der Linzer Lände 'Teerlacke' ein ominöser Schiffsunterschied. Das Schubschiff 'Elisabeth' der DDSG-Cargo, das schon monatelang an der Lände gelegen war, verabschiedete sich auf den Stromgrund. Die Bergung durch die Firma Brandner gestaltete sich schwierig, weil das Schiff vollgetankt war und somit eine enorme

Gewichts- und Gefahrbelastung darstellte. Erstaunlicherweise fand man keine Ursache für den Grundgang des Schiffes – kein Leck, alles dicht. Das Schiff liegt seit seiner Bergung wieder an der gleichen Stelle, und schwimmt. Es musste nicht in die Werft.«

»Eine bedenkliche Parallele«, sagte Groll. »Man muss die Firma Brandner beobachten, immerhin betreibt sie mehrere Schiffe, darunter die so genannte 'Königin der Wachau'.«

»Sie meinen, die Firma sei in illegale Geschäfte verwickelt?«

»Ich denke, dass die österreichische Personenschiffahrt Ziel einer terroristischen Attacke wurde. Vielleicht war es auch nur das Vorspiel für einen schwereren Angriff.«

»Sie glauben, die Sache sei gefährlich?«

»Erst wenn die österreichischen Sicherheitsbehörden sich einmischen.«

»Das ist nicht auszuschließen?«

»Beim gegenwärtigen Stand der Ermittlungen, nein.«

»Wer führt denn jetzt die Ermittlungen?«

Groll lehnte sich im Rollstuhl zurück und sah in die Ferne.

»Sie?« Der Dozent schluckte. »Das verwundert mich aber. Nein, eigentlich verwundert es mich nicht.«

Groll schaute weiter in die Ferne.

Der Dozent winkte Frau Phoebe, der stattlichen Kellnerin. Sie strafte ihn mit einem kurzen Blick und widmete sich anderen Gästen. Der Dozent beugte sich vor und flüsterte: »Wird man hier nicht bedient?«

Groll beugte sich ebenfalls vor und flüsterte noch leiser zurück. »Doch. Aber man darf sich nicht selber darum bewerben. Madame Phoebe entscheidet, wann

die Bestellung aufgenommen wird.«

»Madame Phoebe?«

»In jungen Jahren war sie eine gefeierte Soubrette der Kampfspiele Zöbing in Langenlois. In Ralph Benatzkys »Spuren im Schnee« feierte sie Triumphe. Und das im August!« Mit diesen Worten legte er einen Geldschein auf den Tisch und griff nach seiner Lederjacke.

»Sie wollen doch nicht schon aufbrechen?«, sagte der Dozent erschrocken. »Draußen ist es zum Gotterbarmen kalt.«

»Ich komme wieder. Aber erst, nachdem ich eine Toilette aufgesucht habe, und das ist in diesem Kulturcafé leider nicht möglich. Ich pflege aber gute Beziehungen zu einem Hausarbeiter im Theater an der Wien. Wenn ich vorher melde, dass mich zu einem bestimmten Zeitpunkt ein menschliches Bedürfnis überkommen wird, lässt er mich in den Publikustrakt, wo sich eine Behindertentoilette befindet. An Spieldagen ertönt parallel zur Wasserspülung ein Oboenkonzert von Mozart.«

Der Dozent beugte sich etwas vor und fragte mit gedämpfter Stimme: »Wann haben Sie sich angemeldet?«

»Am Tag der Menschenrechte, am 10. Dezember«, antwortete Groll leise.

»Vor drei Wochen. Das müsste reichen.«

Der Dozent erhob sich und machte eine korrekte Verbeugung. Groll, der den Hut bereits aufgesetzt hatte, verneigte sich ebenfalls. Der Hut fiel zu Boden, der Dozent hob ihn auf und reichte ihn seinem Freund. Der setzte den Hut wieder auf, rückte ihn zurecht und fuhr mit kräftigen Treibstößen aus dem Café.

Erwin Riess



Wird man hier nicht bedient?, fragte Groll

FOTO: MARIO LANG



# Griechischer Verfechter ...

	1	2	3		4	5	6	7		8	9	10	11		12		13	14
15					16				17								18	
19				20								21		22				
			23							24	25						26	
27		28					29						30		31	32		
		33				34				35			36					
37	38					39				40		41						42
43		44		45	46							47						
	48									49	50							
	51						52						53	54		55		56
57					58	59				60								
61				62		63			64		65					66		
67									68									

**WAAGRECHT:** 1. ein verkehrter Sommerfrischler 8. ganz schön Abwegiges 15. kommt zur Zeit auf den Tisch 16. Wiener Baugesellschaft 18. Hintern 19. findet man im Preisrätsel 20. Karajan war, Trapattoni ist einer 21. verkleinerte Mutter verkehrt 23. hängst ein Ei du dran, wirst ein Kräuterchen 24. so singt Senor Villazon 26. Bad Aussee auf dem PKW 27. viele Tatsachen, oder doch nicht? 29. englischer männlicher Name 30. verflixt sagt die Britin 33. in einem kleinen Cafe – ja wo? 35. kurz ganz unten 36. gehört zu Dhatu Tibet Terrier 37. Obligationenrecht, abg. 39. steht für Aufnahme 40. darauf liegen die Osmanen 43. Hammer und Sichel ist das der Linken 47. kleine Stadt in Kampanien 48. wird Polenta 49. sei verkehrt 51. vorderer Teil eines Messers 52. lange Zeit wo nichts geht 57. Tisch des Englischlehrers 58. umgedrehtes Schwimmbecken 60. Pariser Schloss von der Kommune gestürzt 61. linke Präsidentin regiert in diesem amerikanischen Land von rechts 63. Österreichisches Straßenfinanzierungsinstitut in der üblichen Kürze 65. verkehrte Taufpatin kommt vom Land 66. Hals-Nasen-Ohren in neuer Ordnung 67. das allertiefste Innere 68. seinerzeitige Gasbehälter

**SENKRECHT:** 1. mexikanisch-kubanischer Erntetanz eroberte auch Europa 2. diese Furcht erweist Hochachtung 3. verkürzte Buslinie 4. fließt stromaufwärts zwischen Surinam und Französisch Guyana 5. eine Nette ist 6. kommt bei Interesse vor 7. wird bei Regen gesucht 9. mit diesem Gang ist man weg 10. steht zwischen Äckern 11. Crashfahrt auf dem Rummelplatz 12. angeblich Fliegendes steigt auf 13. Arbeitsplatz des Chirurgen 14. Stadtstreicher verwandte sozusagen 15. steht hier für Mittwoch 17. männlichen Geschlechts 20. kraterförmige Vertiefung 22. seelisches Erdbeben 23. solche sind die saftigsten Äpfel 25. ein neuer Untertitel, abg. 26. halb Bern 27. er kommt von unten und reißt Schafe 28. hinterer Dach-Teil 29. Behälter für eingemachte rote Linsen 31. aufgestellte JubelrInnen 32. kann Haschisch werden 34. schmettert der Tenor 38. das machen nicht nur die HäsInnen 41. Verfassungsrechtler Brösikes Vorname 42. das Schönste beim Wandern 44. bei der Rammelei ist sie dabei 45. Zentralsekretär 46. Kästners Krimi-Held 50. Behälter für Gläser 53. Vater der ersten Waldorfschule, von unten 54. ziemlich rührig 55. Kino heute 56. ein neuer Ort, abg. 57. ist im Paradeiser zu entdecken 59. Hafer aus England 62. steht für Chrom 64. ist gut, aber nur kurz

Lösung Nr. 193: <b>TODESSTRAFE</b>  Die Gewinnerin: <b>Regina GERNESCH,</b> <b>1120 WIEN</b>	<h2>PREISRÄTSEL</h2>	Name:
	<input type="text"/>	Adresse:
Einsendungen (müssen bis 24. 01. 07 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Mostgasse 7/3, 1040 WIEN		PLZ.:      Ort:

## GUTSCHEIN

## Gratis-Kleinanzeige

(Keine gewerblichen Anzeigen)

Jede Einsendung wird nur 1 x geschaltet.  
Das erste Wort wird fett gedruckt.  
Bitte leserlich schreiben und einsenden an:

AUGUSTIN,  
Schloßgasse 6 – 8; 1050 Wien

Bestellen mit Fax: (01) 54 55 133-33,

E-Mail: [kleinanzeigen@augustin.or.at](mailto:kleinanzeigen@augustin.or.at) oder Post

**Ich** bin ein 30-jähriger Mann aus Afrika. Ich lebe in Wien und verdiene mit einem kleinen Job genug, um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Ich suche eine Freundin im Alter von 30-35 Jahren. Du kannst mich erreichen unter Tel.: 0650 721 04 63 oder E-Mail [philipwell@yahoo.com](mailto:philipwell@yahoo.com)

**Tiefkühlschrank** zu verschenken. Bauknecht, 60 cm breit und tief, 83 cm hoch, einwandfreier Zustand, nur gegen Selbstabholung (6. Bezirk). Tel.: 0660 465 43 41

**Obdachlose** Frau oder Mann aufgepasst! Vielleicht hat jemand von Euch die Chance, eine Gemeindefremde (mit Vormerkchein) zu bekommen. 2 Zimmer, beide mit Balkon, 20. Bezirk, 4. Stock (Blick auf die Donau), schöne Wohnung ohne Ablöse sofort abzugeben. Erreichbar ab 17 Uhr, Birgit Bokorny, Tel.: 02239/580 860

**Wer** schenkt mir ein Baby-Kätzchen? Spielzeug und viel Liebe vorhanden! Traude, Tel.: 0664 143 29 13

**Zwillingsfrau**, 37 Jahre, 170 cm groß, sportlich, keine Bohnenstange, Natur blond, manches Mal auch etwas schüchtern. Wo gibt es für mich einen lieben, netten, ruhigen, lustigen, kleinen, dicken, molligen Freund zum Verlieben? Wer passt zu mir? Alter bis 42 Jahre. Bitte schreibt mir ehrlich, schnell, viel, rasch, vielleicht mit Foto, Adresse oder Postfach an Fach 23, 1101 Wien

**Zimmer** mit Familienanschluss an Arbeitssuchende zu vergeben. Zu 90 % Job in einer Fabrik. Tel.: 0664 110 28 39

**Einstellplätze** für Motorräder etc., überdacht im 23. Bezirk. Bei Interesse Besichtigung gerne möglich. Tel.: 0650 203 21 59

In welchem Wiener Haushalt darf ich, männlich, 56, 1 x in der Woche händisch das Geschirr abwischen? Möchte dafür gelobt werden und 3 Spiegeleier bekommen. Weil: Nach 231 Monaten Arbeitslosigkeit sehne ich mich nach einem Lob! Bin verlässlich, ehrlich, NR, NT, kinderliebend. Anrufe erbeten tagsüber, Tel.: 01-718 01 16

**Tapeziererin** übernimmt Aufpolsterung und Neubespannung von Polstermöbel, Bänken, Stühlen, etc. Anfertigung von Hussen, Wohntextilien und Sitzsäcken in jeder Form und Größe, Anfragen unter Tel.: 01-969 77 67 (bitte auf Band sprechen) oder [taruda2004@yahoo.de](mailto:taruda2004@yahoo.de) kontaktieren.

**Eine** Ledergarnitur gegen Selbstabholung gratis abzugeben. Farbe braun. Zustand eher schlecht. Ort: 1220 Wien. Kontakt: 0676 377 78 79

**Sammler** kauft alte Geigen, Gitarren, Mandolinen, Celli etc., auch beschädigt. Tel.: 0676 421 27 76

**26-jähriger** Wiener sucht wieder die große Liebe. Bin ehrlich, treu, gefühlvoll, Nichtraucher, Nichttrinker, eher häuslich, jünger aussehend und schlank. Kann mir meine Arbeitszeit im Wesentlichen frei einteilen und für eine Beziehung nehme ich mir gerne genug Zeit. Du solltest 18-28 Jahre re und so wie ich kinderlos sein. E-Mail: [f.schmidt2@chello.at](mailto:f.schmidt2@chello.at)

**Gratis!** 1 IBM Computer, Monitor, 1 Keyboard. Tel.: 0699 111 262 78

**Briefmarken** der ganzen Welt kauft Sammler zu guten Preisen. Tel.: 0664 452 38 08

**Kleiderschrank**, hellblau, gratis zu vergeben. Selbstabholung. Tel.: 01-409 35 40/17

**Aktive** Arbeitslose suchen Mitwirkende/Helfende für Sport, Kultur, Aktion, Politik! [www.arbeitslose.at](http://www.arbeitslose.at) oder Tel.: 0676 354 83 10

**PC-Doktor** Christian bietet Ihnen seinen Dienst bei PC-Problemen an. Tel.: 0650 731 12 74 oder [lam.that@gmx.at](mailto:lam.that@gmx.at)

**Gesangsunterricht** für Anfänger und Fortgeschrittene in allen Stilrichtungen. Richtige Atmung – Vergrößerung von Stimmumfang und -volumen. Tel.: 0699 102 094 55

**Arbeitslose** helfen! Bei Übersiedlungen, Räumungen, Transporten, sowie Wohnungserneuerungen! Auch am Wochenende! Auch Alten- und Gartenpflege bzw. Garten- und Altenbetreuung. Tel.: 0699 119 297 93

**Schreibe!** Nicht nur »Geschichtln« – selten Reime; gerne Texte auch mit Optik. Brauchen Sie dergleichen – für sich selbst, für die Familie, für Freunde, zur Präsentation? Dann sprechen Sie mit mir. Tel.: 0650 982 95 37

**Suche** Big Foot – günstig. Tel.: 0699 814 499 39

**Spanisch**, Englisch und Deutsch »Fehlerfrei« mit Juan Carlos Bagur. Geduld; Erfahrung; günstig; gratis Probe. Hausbesuche möglich. Tel.: 01-368 01 47, 0676 592 14 86 oder 0680 120 45 64

**Wahrheit** und Mündigkeit statt Psychotherapie! Warninfo gratis durch Postkarte an Johann Klotzinger, Barawitzkag. 10/2/13, 1190 Wien. Oder im Netz: [www.start.at/psych](http://www.start.at/psych)

**Amateurtheatergruppe** H.A.E.F. sucht Theaterinteressierte. Informationen unter [www.haefdesign.eu](http://www.haefdesign.eu)

[www.f13.at](http://www.f13.at)

F13-T-Shirts im Angebot

## Schwarze Katzen für die graue Stadt!

**D**ie schwarze Katze des Aberglaubens auf dem Quadrat – das von AUGUSTIN-Illustratorin Carla Müller entworfene F13-Logo streicht durch die Stadt. AUGUSTIN-LeserInnen können für die weitere Verbreitung sorgen: indem das »Freitag der Dreizehnte«-Symbol von Körpern jeder Art ausstrahlt. Die T-Shirts in allen Größen – auch im Mädchen- und Frauenschnitt – und in den Farben Orange, Weiß, Schwarz, Grau und Rot, bedruckt vom sozialökonomischen Betrieb »fix & fertig«, können in der Redaktion (Wien 4, Mostgasse 7, Eingang Klagbaumgasse, Tel.: 587 87 90) oder im Vertriebsbüro (Wien 5, Schlossgasse 6–8, Tel.: 54 55 133) erworben werden. Ein Stück kostet 10 Euro; wer gleich zehn Leiberl nimmt, zahlt nur acht pro Stück. TrägerInnen des F13-T-Shirts helfen, eine Idee auszutragen: Jeder »Unglückstag« wird zu einem Feiertag für alle verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einem Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und »Untauglichen«. Wer das Leiberl trägt, wirbt für den nächsten dieser Aktionstage, den 13. April 2007.



**Ab** sofort MitbewohnerIn gesucht! 4. Bezirk, Mittersteig 3a, 78 m<sup>2</sup>, Dachterrasse, Zimmer 20 m<sup>2</sup>, reine Miete EUR 200,-. Weiteres über: [nicolefally@gmx.at](mailto:nicolefally@gmx.at) (PS.: Haushalt mit Katze). Tel.: 0650 581 53 95

**Lehrgang** Propdeutikum ab 24.02.2007, Frühbucherbonus bis 19.02.2007; [www.promenteakademie.at](http://www.promenteakademie.at). Tel.: 01-513 15 30-113

**Alles** hat ein Ablaufdatum, nur die Seele nicht. Wenn's so weit ist, kommt ein Engel – schaut Dir ins Gesicht. Spricht zu Dir »Ich nehm Dich mit in Herrgott's schöne Welt. Er lässt Deine Seele frei – den Leib er sich behält. Die Seele, dann – in Ewigkeit sie lebet immer frei. Doch wo beginnt die Ewigkeit? Und wann ist sie vorbei? 25.11.06, Monika

**Putzfrau** gesucht! 1190, Endstation Bus 40, 1x/Woche 4 Stunden in meinem Haushalt + 2 Stunden bei meinem Sohn im Haus gegenüber. EUR 9,-/Std. Meine Frau kann nach 2 Hüftoperationen (neue Gelenke) und neues Knie nicht viel machen – daher Hilfe dringend erbeten. Nationalität, Status, Alter: alles egal, Hauptsache ehrlich, geschickt und arbeitswillig; Englisch selbstverständlich. Tel.: 0699 165 224 53

**Winterurlaub** in Taubitz! Ferienapartment, Euro 36,- pro Tag (für 2-3 Personen), Hallenbad und Sauna gratis! Schneesichere Pisten und Loipen. Sonnige Winterwanderwege! E-Mail: [stamberger@utanet.at](mailto:stamberger@utanet.at) oder Tel.: 02982 / 32 61

MEHMET EMIRS BRIEFE AN DEN VATER

# Im letzten Zimmer der Baracke



Vater



Sohn

Hallo Vater!

Wie geht es dir? Wenn du nach meinem Befinden fragst – gut. Es ist wieder ein Jahr vom Leben abgezogen. Immer noch die Fragen Überleben, Arbeit usw. ... Als ich noch in der Türkei war, bis zu meinem 16. Lebensjahr, habe ich mir solche Fragen überhaupt nicht gestellt. Je älter man wird, desto mehr beschäftigt man sich wahrscheinlich damit.

Bis zu meinem 16. Lebensjahr habe ich dich nicht gefragt, wo du wohnst. Jetzt möchte ich dir erzählen, wie ich deine Welt in Wien am Anfang empfunden habe. Wenn jemand in der Türkei Almanci ist, hat er einen Ruf, und ich war der Sohn eines Almanci, eines »Deutschen« (wie auch die genannt wurden, die in Österreich arbeiteten. Die Red.). Ich durfte also nicht an dir zweifeln. Du hast zwar in Wien kein zweistöckiges Haus mit Rosengarten, aber du wirst sicherlich eine eigene Wohnung haben.

Dann kamen die Baracken der Asphaltfabrik in Sichtweite, ein zweistöckiger Baracken-Komplex, hoffentlich gehen wir wenigstens in die neueren. Du machtest eine quietschende Tür auf. Ein Schock: 20 einander gegenüberliegende Zimmer, Neonleuchten, kein Tageslicht. An jeder dritten Tür ein Plastikkübel, neben jeder Tür asphaltverschmierte Arbeitskleidungen, Asphaltkrusten an den Schuhen am Boden. An der letzten Zimmerertür klopfst du. Ein Mann in deinem Alter macht die Türe auf. Wir begrüßen uns. Ich betrachte das Zimmer. Für jeden Bewohner des 15 Quadratmeter großen Zimmers gibt es einen Hocker, einen Tisch in der Mitte, einen Kühlschrank, der gemeinschaftlich benützt wird,

drei Betten. Ein alter Spiegel, den einer irgendwo gefunden hat. Willkommen, Mehmet, in deinem neuen Haus. Es ist mir jetzt klar, ich bin nun der Mitbewohner dieser beiden alten Herren. Der eine bist du, den ich nicht gut kenne, der andere ein komplett Fremder. Es wird türkischer Tee gemacht, wir frühstücken. Mir schmeckt es nicht.

Wir gehen ins Büro, du musst mich zur Unterkunft anmelden. Du sprichst sehr viel, ich verstehe gar nichts. Aber ich bewundere dich, wie toll du dich mit den Chefs und Angestellten unterhalten kannst. Erst nach einiger Zeit kann ich feststellen, dass du nur Gastarbeiterdeutsch sprichst.

Ich lerne die anderen türkischen Gastarbeiter kennen. Zwei der Türken hatten auch ihre Söhne zum Arbeiten mit nach Österreich gebracht. Ich wollte ja eigentlich in Österreich Fußballer werden. Nachdem ich die Wohnsituation gesehen habe, war mir klar: Ich bin zum Arbeiten hier. Die Straßen, die Baustellen von Wien warten auf dich, nicht die Fußballvereine. Wach auf, dein Vater ist hier kein angesehener Mann, er ist nur Gastarbeiter. Er muss sich wie die anderen Gastarbeiter verhalten, die gleichen Verhaltensmuster an den Tag legen.

Am Anfang haben sie Transistorradios gekauft und Anzüge mit weißen Nylonhemden und Krawatten getragen, als Zeichen des Wohlstands. Sie haben sich im Sommer, wenn sie in die Türkei zurückgekommen sind, dort sehr gut präsentiert. Später waren es Fernseher, Videorecorder und Videokameras, die sie mitgebracht haben. All diese Sachen waren sehr gut für die Politur des in Europa verletzten

Stolzes. Einen Monat lang waren sie die Könige der Dörfer. Keiner fragte: wo wohnst du, was für eine Arbeit verrichtest du? Auch ich stellte dir bezüglich der Arbeitsstätte nie Fragen. Fußballer wollte ich werden, ein türkischer Krankl, das hat mich bewegt. Und über die mitgebrachte Schokolade freute ich mich, wenn du nach Hause kamst. Jetzt war ich auch in Wien, und wo lebst du? Im letzten Zimmer einer zweistöckigen Baracke.

Nach zwei Monaten bekam ich die Arbeitsbewilligung. Mein erster Arbeitstag: ein neuer Arbeitsanzug, Handschuhe, Arbeitsschuhe, die dem warmen Asphalt standhalten sollten. Wir fuhren mit dem LKW unter die Asphaltmaschine. Das schwarze Gold floss vor unseren Augen auf die Ladefläche. Rauch und Gestank verbreitete sich. Wir mussten den warmen Asphalt gleich zudecken, damit er bis zur Baustelle nicht kalt wird. Mir kam es so vor, als würde ich mich vom normalen Leben entfernen und Richtung Hölle fahren. Es ist gegen 6 Uhr in der Früh. Wir halten an. Ich frage dich, ob wir schon an der Baustelle angekommen sind. Nein, sagtest du. Das ist eine kleine Trinkpause für Bier, Wein und Tee mit Rum. Es ist sehr frisch. Lieber den Gestank aushalten als erfrieren.

Du hast in deiner Freizeit gegen Bezahlung fotografiert. Alle Parks in Wien, in denen sich die Gastarbeiter aufhalten, kanntest du. Sehr oft bist du am Südbahnhof, das ist der Treffpunkt, besonders an den Wochenenden.

An diese Zeiten erinnerst du dich sicherlich nicht!!

Dein Sohn Memo.

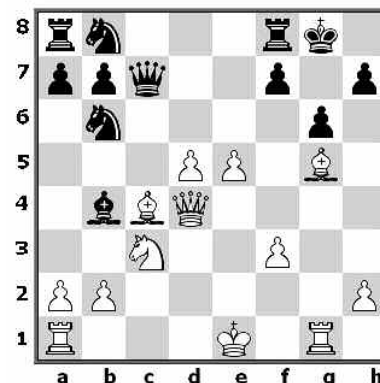
## DESPERADO-SCHACH

von Bernleitner und Häm

Im Alter von 82 Jahren starb einer der großen Künstler des Schachs, David Bronstein. Den WM-Thron verpasste er nur ganz knapp (12:12 gegen Botwinnik 1951), sein dynamisch-kreatives Spiel vermochte jedoch immer zu begeistern.

**Bronstein – Ljubojević**  
*Petropolis 1973*

**1.e4 Sf6** Aljehins frecher Springerzug.  
**2.e5 Sd5 3.d4 d6 4.c4 Sb6 5.f4** Marschiert in breitester Front vor, doch die Bauern sind angreifbar. **5... dxe5 6.fxe5 c5** Lockt die weißen Bauern weiter vor. Bewährt hat sich **6... Lf5. 7.d5 e6 8.Sc3 exd5 9.cxd5 c4** Nimmt dem weißen Läufer das Idealfeld d3 und macht Platz für den Lf8. Nichts bringt **9... Dh4+?! 10.g3 Dd4 11.Lb5+ Ld7 12.De2. 10.Sf3 Lg4 11.Dd4 Lxf3 12.gxf3 Lb4 13.Lxc4 0-0** Weiß hat einen Bauern mehr und ein tolles Zentrum, doch der König fühlt sich in der Mitte nicht wohl. **14.Tg1 g6 15.Lg5!** Bricht bereits alle Brücken hinter sich ab. Aber nach normalen Zügen wie **15.Lb3 Sc6 16.De4 Sxe5!** steht Weiß schon schlechter. **15... Dc7**



**16.Lb3!!** Auf den ersten Blick ein furchtbarer Schnitzer, auf den zweiten ein geniales Konzept. Weiß gibt einen ganzen Turm für den Angriff. **16... Lc5 17.Df4 Lxg1 18.d6 Dc8 19.Ke2!** Nach **19.0-0!** Lc5 **20.e6 fxe6 21.De5! Te8 22.d7!** wäre alles sofort aufgegangen. **19... Lc5?** Stärker war **19... Dc5!** um nach **20.Se4** mit **20... Db5+** den Ausflug des Königs zu bestrafen. **20.Se4!** Gewinnt wichtige Tempi für den Angriff. **20... S8d7 21.Tc1 Dc6 22.Txc5!** Auch der zweite Turm wird geopfert, um den Springer am Königsflügel festzusetzen. **22... Sxc5 23.Sf6+ Kh8 24.Dh4 Db5+ 25.Ke3!!** Der König scheut nicht das grelle Licht. Es droht Matt. **25... h5 26.Sxh5! Dxb3+** Nur so lässt sich das Ende hinausögern. **27.axb3 Sd5+ 28.Kd4 Se6+ 29.Kxd5 Sxg5 30.Sf6+ Kg7 31.Dxg5** Der Rauch hat sich verzogen und Schwarz macht noch ein paar Züge. **31... Tfd8 32.e6 fxe6+ 33.Kxe6** Ein wirklich aktiver König! **33... Tf8 34.d7 a5 35.Sg4 Ta6+ 36.Ke5 Tf5+** Auf d8 wartet schon die neue Dame. **37.Dxf5 gxf5 38.d8D fxd4 39.Dd7+ Kh6 40.Dxb7 Tg6 41.f4 1-0**

## A U F G ' L E G T

## ACROSS THE DELTA

## »Dancing To Architecture«

(ink/edel)

www.acrossthedelta.com

Ob Studium Pflicht und Musik Kür oder andersrum, ist eigentlich irrelevant. Zwecks Ersterem ist das gemischte Quartett (Burgenland, Niederösterreich, Steiermark) jedenfalls in Wien zusammengekommen. Schon seit Längerem gemeinsam am Gerät, ehemals noch als »Si Thru As«, hat man es mit den Jahren geschafft, sich einen eigenen Sound zu entwerfen. Dabei bedient sich Across The Delta aus der großen Alternativ-Rock-Kiste. Von Midtempo aufwärts, von zart bis ruppig. Zwischen Tool und Incubus sagt uns die Gebrauchsanleitung. Referenzen gut – alles gut? Beinahe. »Dancing To Architecture« klingt spannend von Anfang bis Ende, womit wir auch schon beim Kernthema wären: SPANNEND. Spannend wünsche ich mir das nächste Indiana-Jones-Abenteuer. Rocken mit dem Kopf, das gelingt nur in den seltensten Fällen, vielleicht genauso oft wie zu Architektur tanzen. Auch wenn der Sound noch so international und das Handwerk noch so gekonnt sein mag.



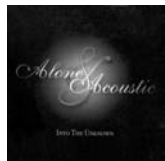
## ALONE &amp; ACOUSTIC

## »Into The Unknown«

(Pate/edel)

www.aloneandacoustic.com

Oft sind die vermeintlich garstigsten Rüppel in real meist ganz kuschelweiche Buben, die im Laufe eines Schmachtfetzens wie »Schlaflos in Seattle« problemlos eine Packung Taschentücher verrotzen, und das ist jetzt keine Verarschung, sondern Anerkennung. Marcus Smaller, im musikalischen Hauptberuf Sänger der Punkrock-Kapelle 3 Feet Smaller, hat dem zornigen Schreihals eine Pause gegönnt und seiner empfindsamen Seite gleich ein ganzes Album gewidmet. Und wieder stellt sich die immer wiederkehrende Frage: Sind Punkrocker die eigentlichen Herzensmenschen, die nur aus dem Grund so schreien müssen, weil ihnen ansonsten ständig das Herz überlaufen würde? Wie auch immer, »Into The Unknown« ist ein auf weiten Strecken gelungenes Singer-Songwriter-Album mit Gastauftritten befreundeter SangeskollegInnen. »Es war eine Herausforderung ein Akustik-Album aufzunehmen, das nicht nach der fünften Nummer langweilig wird (M. Smaller).« Wäre das nicht auch eine Herausforderung für das hauptberufliche Punkrock-Projekt? (LaMa)



Kunst und Kultur – gratis, aber nicht umsonst

## EIN »LANGER TAG« FÜR DEN KULTURPASS

»Lange Nächte« gibt es mittlerweile wie Sand am Meer. Hat nicht alles mit der »langen Nacht« der so genannten Neuen Musik begonnen, wo ihm öffentlichen Rundfunk ab und an bis zum frühmorgendlichen Vögelzwitschern avantgardistische Töne geseendet wurde? Ein Lob auf den Rundfunk, der in nächtlichen Nischen nicht nur die Quote bedient. Doch diese minderheitenfreundliche Programmidee fand Nachahmung im Kunst- und Kulturreventbereich. Es wird jetzt regelmäßig das Eigenschaftswort neu vor dem Hauptwort Musik der Quote wegen weggelassen. Der Kommerz holte die Avantgarde ein, und die langen Nächte beschränken sich schon lange nicht mehr auf die Musik: »Die lange Nacht der Museen«, »Die lange Nacht der Kirchen«, oder »Die lange Nacht der Forschung«, da fehlt nur noch »Die lange Nacht der Inflation« angesichts der unzähligen langen nächtlichen Events.

Die Armutskonferenz und das Schauspielhaus schlagen jetzt einen

anderen Weg ein – sie machen die Nacht zum Tag und rufen den 16. Jänner 2007 zum »langen Tag von Hunger auf Kunst und Kultur« aus. Es ist wenig kreativ bei diesem Aktionstag wieder das Adjektiv lang zu strapazieren, doch die dahinter steckende Idee macht Sinn. Vor drei Jahren gelang es dem Schauspielhaus und der Armutskonferenz den so genannten Kulturpass einzuführen. Dieser ermöglicht sozial und finanziell benachteiligten Menschen, gratis das Angebot von mittlerweile 117 Kultureinrichtungen in den Bundesländern Salzburg, Steiermark und Wien zu nützen. Mit dem Aktionstag am 16. Jänner unter dem Motto »Ohne Geld ka Musi« soll in erster Linie den KulturpassbesitzerInnen ein besonderes Programm in vielen Wiener Kunst- und Kulturhäusern angeboten werden. Daneben informieren die Organi-

## I N F O

»Ohne Geld ka Musi« Der lange Tag von Hunger auf Kunst und Kultur Di., 16. Jänner, 9.15–24 Uhr Um 9.15 Uhr: Eröffnungsaktion am Rathausplatz, anschließend Wanderung zum Museumsquartier. Um 11 Uhr startet das Kulturprogramm. Detaillierte Infos unter [www.armutskonferenz.at](http://www.armutskonferenz.at)

satorInnen auch über die Nutzung des Kulturpasses und erhoffen sich, die Schwellenangst beim Betreten der Häuser der Künste weiter abzubauen zu können.

Übrigens, das Klangforum Wien, ein Spitzen-Ensemble für Neue Musik, wird an diesem Tag aus der nächtlichen Nische kriechen und den Hunger auf Neutöne stillen.

reisch



Hunger  
auf  
Kunst  
&  
Kultur

www.ab-ort-musik.at

Donnerstag, 18. Jänner 2007:

## MARTHA LASCHKOLNIG UND DIE 1. WIENER QUETSCHN-REBELLION

Martha Laschkolnig, Clownin, Akrobatin, Akkordeonistin mit reicher Festivalerfahrung tourt seit 2000 mit eigenen Soloclownstücken im Zirkus und auf der Straße in Europa und Australien. Am Freitag, dem 13. Oktober 2006, beteiligte sie sich mit vielen anderen AkkordeonistInnen an einer spektakulären Künstlerdemo durch das U-Bahnnetz im Rahmen des vom Augustin initiierten F13-Aktionstags: für die Rechte der Straßen- und U-Bahn-Musikanten, gegen Bettelverbote. ab-ort-musik lädt zu

einer Rückblende ein: Am 18. Jänner gibt Martha Laschkolnig ein Solokonzert, davor zeigt TV Augustin seine halbstündige F13-Dokumentation.

Die 1. österreichische Quetschn-Rebellion (Motto: »Es lebe das Akkordeon der Armen!«, Mentor: Friedl Preisl, Leiter des Internationalen Akkordeonfestivals) wird auch durch eine Fotoserie von Mario Lang dokumentiert. Eventuell Spontan-Improvisationen weiterer Akkordeonisten.



Foto: LANG

Aktionsradius  
Gaußplatz 11.  
1200 Wien  
Beginn: 20 Uhr  
Martha Laschkolnig ersucht um  
Spenden für den Augustin.

Das »Festival der Klänge« präsentierte einen zukünftigen Star

## WO BLEIBT DAS SPONSORING FÜR WELTMUSIK?

**D**as Abschlusskonzert des österreichischen »World Music Award 2006« am 9. Dezember im Porgy & Bess im Rahmen des »Festival der Klänge« war ein hervorragender Abend, obwohl jede Gruppe nur zehn Minuten Zeit hatte, sich zu präsentieren. Meine Stars waren der junge Musiker Adrian Gaspar mit seinen vielen jungen MusikkollegInnen aus aller Welt, die auch den Publikumspreis gewonnen haben. Die musikalische Vielfalt, die Adrian Gaspar an diesem Abend darbot, ist für mich das erste Zeichen eines zukünftigen Stars aus der MigrantInnenmusikszene. Es wurden aber nicht nur MigrantInnenmusikgruppen zu diesem Wettbewerb zugelassen, sondern alle in Österreich lebenden MusikerInnen unterschiedlichster Ethnien. Der erste Preis ging an die Formation »Die Strottern«, die eine neue Art und Weise des Wienerlieds präsentiert hat. Den Förderpreis heimsten die Nifty's mit Klezmerarrangements ein.

Das IKKZ (Internationales Kultur- und Kommunikationszentrum) hat mit einem kleinen Budget, wie schon die Jahre zuvor, eine für Wien einzigartige kulturelle Arbeit geleistet. Der Organisator Atila Akkaya schickte über einhundert Sponsoring-Anträge an diverse große Banken, Versicherungen und große Firmen. Seine Bemühungen fruchteten aber nicht. Das Kaufpotential der MigrantInnen ist den Unternehmen willkommen, doch ihre kulturellen Aktivitäten unterstützen sie nicht. Banken, Versicherungen und große Firmen sponsern beinahe nur die so genannte Hochkultur oder Sportevents, von denen auch nur gewisse Leute profitieren kön-



Standing Ovations vom Adrian Gaspar Orchestra für ihr Publikum

nen. Es wäre im Sinne vieler Menschen, auch solche diversitäre Projekte zu unterstützen. Eine derartige Musikvermittlung würde nämlich das Zusammenleben der verschiedenen Kulturen sehr fördern und diese näher zueinander bringen. Nur ein paar Fragen: Wie viele MigrantInnen sind KundInnen der großen österreichischen Versicherungen? Wie viele MigrantInnen sind KundInnen der großen österreichischen Banken? Welche Mi-

grantInnen nehmen an Tennisturnieren, die von den Banken hoch dotiert werden, teil?

Es wäre auch eine Chance, diese Musikkulturen zu unterstützen und den organisierenden Verein zu honorieren. Anstatt Millionen in irgendwelche Flops aus den USA zu stecken, würde man um ein Hundertstel dieser Budgets sehr viel in diesem Bereich weiterbringen. Ein gelungenes Festival! Nur weiter so ...

Text und Foto: Mehmet Emir

### TRICKY DICKY'S SKIZZENBLÄTTER

#### Neue Serie

## EROS und SITTE der VÖLKER



WIE SICH WIENER UND WIENERIN IHRE LIEBE GESTEHEN

Als Hollywood den »exotischen Frauentyp« entdeckte

## KARIKATURHAFTE FILMKARRIERE

**C**armen Miranda war die erste Südamerikanerin, die im von Weißen dominierten Hollywood zum Star wurde. Sie spielte in den Technicolor-Musical-Filmen der 1940er Jahre temperamentvolle, feurige Frauen, die stets der exotische dunkle Konterpart zu weißen Frauen mit blonden Haaren darstellten. Berühmt waren auch die Hutkreationen, die sie in ihren Rollen trug: Ganze Schiffe wurden auf ihren Kopf montiert, doch den Höhepunkt bildete der turmhohe Bananenhut im Streifen »The Gang's All Here«. In kürzester Zeit wurde sie, nicht nur der Hütte wegen, zur Ikone, zum Symbol für das Fremde, das unkontrollierte und wilde Weibliche.

Die im dietheater wieder aufgenommene Produktion aus dem Vorjahr »De Lady in de Tutti Frutti Hat« der Gruppe »toxic dreams« spielt in einem Nachtclub à la Copa Cabana, wo die Carmen Miranda eine Vorstellung gibt. Zwischen den Darbietungen ihrer Lieblingssongs erzählt sie über ihr Leben, ihre Karriere und das Filmbusiness. Dieses Musical unter der Regie von Yosi Wanunu spürt der manipulativen Masche der großen Hollywood-Technicolor-Produktionen nach. Es zeigt, wie Glamour, Extravaganz und große Emotion kreierte werden und ein Star aus dem Boden gestampft wird.

In ihrer Heimat Brasilien wurde Carmen Miranda des Verrats der eigenen Kultur bezichtigt. Ihren karikaturhaften Rollen versuchte sie noch mit Selbstironie zu begegnen, was ihr aber schlussendlich nicht gelungen ist. Sie fiel in schwere Depressionen und verstarb im Alter von 46 Jahren.

reisch

Irene Coticchio als Carmen Miranda – natürlich nicht ohne obskuren Hut



FOTO: BARBARA PALFAY

### I N F O

»De Lady in de Tutti Frutti Hat« – Musical  
30. 1.–14. 2. 2007, außer So. und Mo.  
Beginn: 20 Uhr  
dietheater Künstlerhaus  
Karlsplatz 5  
1010 Wien  
Eintritt: freiwillige Spende  
[www.dietheater.at](http://www.dietheater.at)

Hubsli Kramar prolongiert »Wonderful«

## ASYLWERBERINNEN SPIELEN TOURISTINNEN

**H**ubsli Kramars Urlaubsfilme haben Serienreife bekommen. Im Rahmen seiner Projektreihe »Kein Theater Theater« begann er mit Obdach- und Langzeitarbeitslosen Urlaub zu machen. Seine erste Destination war Kroatien, wo die UrlauberInnen auch zu SchauspielerInnen im Streifen »Wonderful 1« wurden. Der Erfolg des ersten Arbeitsurlaubs machte Lust auf eine neue Destination, u. z. auf die touristische Hochburg Venedig, die im Sommer 2005 bereist wurde. Hubsli Kramar über die Venedig-Urlaubenden, die von der Fremdenverkehrswerbung nicht angesprochen werden: »Was passiert, wenn Obdachlose bzw. Langzeitarbeitslose Urlaub machen? Von Staats wegen ist das nicht gern gesehen. Wer nichts arbeitet, soll nichts haben. Ganz sicher soll er keinen Urlaub machen.«

In diesem Jahr blieb er für den dritten Teil der »Wonderful«-Reihe im Lande. Nicht dass Hubsli Kramar der österreichischen Fremdenverkehrswerbung erlegen wäre, die Mitwirkenden dürfen schlichtweg die Grenze nicht passieren, denn

es handelt sich um AsylwerberInnen. So waren Natacha Tsoungui, Queenta Yufenyuy, Marcy Ozor Onu, Cyril Ozoekwe Chaka und José Kongolo gezwungen, auf österreichischem Hoheitsgebiet zu spielen, was sie sonst nicht sind, nicht

sein können und sein dürfen – TouristInnen.

Der Regisseur war für eine Stellungnahme zu seinem neuen Film »Wonderful 3 – Asylanten machen Ferien in Österreich« nicht erreichbar – Er befand sich auf Urlaub!

reisch



I	N	F	O
»Wonderful 3 – Asylanten machen Ferien in Österreich« Premiere am 28. 1. um 15 Uhr Weitere Vorstellungen tägl. 29. 1.–3. 2. jeweils 19.30 Uhr 3raum-anatomietheater Beatrixg. 11, 1030 Wien			
Eintritt: € 10,-/Arbeits- und Obdachlose haben freien Eintritt Einnahmen und Spenden gehen zu 60 % in die Aktion »Obdachlose auf Urlaub«			
Tel.: 0 650 32 33 377 www.3raum.or.at			

Ein Krimi lobt die Drahdwaberl und denunziert die Slipknot

## DIE INSEL DER GEWALT

»**A**lles nur wegen dem scheiss Auto! Und so ist zumindest 1 Teil der Bevölkerung auf der scheiss Insel soeben entvölkert worden.« Die scheiß Insel ist das Donauinselfest, der entvölkerte 1 Teil ist ein Künstler und das scheiss Auto gehört dem Konzertmanager, der die Nu Metal Band Slipknot auf die Insel holte. Dieser malträtiert den Künstler 24 Seiten lang, bis Letzterer verreckt. Der Künstler wehrt sich gar nicht, darum reichen dem Romanautor Karl Weidinger für das Protokoll der einseitigen Schlägerei diese 24 Seiten. Wer das Buch umdreht und den Roman »Die schönsten Liebeslieder von Slipknot« von hinten liest, wo dieselbe Romanhandlung aus einer anderen Perspektive aufgerollt wird, bekommt eine weniger derbe Parallelversion des Hergangs einer Ermordung geschildert.

Die Handlung pendelt zwischen zwei Bühnen des Donauinselfestes, die von zwei Bands bespielt werden, die als antagonistische Popmusikulturen gegenübergestellt werden. Die Slipknot aus den USA verkörpern das Böse, die Drahdwaberl aus Wien das Gute. Befragt nach der Moral des Krimis, übernimmt Karl Weidinger den von deutschen Medien konstruierten Zusammenhang zwischen den gewaltverherrlichenden Texten der US-Band und dem Amoklauf eines 19-jährigen Slipknot-Fans aus Erfurt, ein 17-facher Mord. »Es ist grotesk, einer Band oder einem bestimmten Musikstil die Schuld für diese Tat zu geben. Slipknot schrieben keinen Song mit dem Titel ‚School Wars‘ (das hatten Medien behauptet) und würden niemals Menschen dazu aufrufen, andere zu töten. Wir sind ein Hoffnungsschimmer für die Ju-

gendlichen, kein Sündenbock für Massaker dieser Art«, hieß es in einem offiziellem Statement der Band. Der Leser, die Leserin, kann sich aussuchen, ob er/sie diese Reflexion für stimmig findet oder Weidingers Pädagogik. Beides geht nicht.

Ob der Roman stimmig ist, wird auch dem Feld der Mittel-Zweck-Dialektik zu entscheiden sein. Das Mittel ist in diesem Fall Weidingers aufgekratzter, unruhiger Shoond-Stil (Shoond steht für die Neo-Sprache, die den Anspruch hat, die real existierende Brutalität maximal widerzuspiegeln), der Zweck ist die Denunzierung aller Arten von Gewaltverherrlichung. So ist laut Autor der Krimi zu lesen. Aber wie man das Problem, nach zwei Bieren aggressiv zu werden, nicht mit vier Bieren lösen kann, so ist wohl auch gegen die Gewalt nicht mit einer

Sprache der Gewalt anzuschreiben.

In einem MTV-Interview meinte Slipknot-Mann Corey Taylor zur Anschuldigung, den Amokläufer durch seine Musik zur Tat animiert zu haben: »Wahrscheinlich haben die dort nur Britney Spears CDs gefunden und brauchten einen Sündenbock.«

R. S.

I	N	F	O
»Die schönsten Liebeslieder von Slipknot« von Karl Weidinger, 320 Seiten (Parallelroman mit 2 x 160 Seiten), Androkles Verlag 2006, Ladenpreis 18 Euro, erhältlich über die Homepage des Autors: <a href="http://www.kawei.at">www.kawei.at</a>			
Buchpräsentation: Mittwoch, 24. Jänner 2007 um 19.30 Uhr im Project Space in der Kunsthalle am Karlsplatz mit Musik & Lesung sowie Ü-Gast H. W.			

Österreich wurde nicht geschaffen, damit es aktive Bürger gibt

# ... und Europa wird daran nichts ändern

Mit Jahresbeginn 2007 sind große Europäische Programme eröffnet worden: sowohl das Programm für »Lebenslanges Lernen« als auch das Programm »Europa für Bürgerinnen und Bürger« wollen im Zeitraum 2007 bis 2013 die Bürger und Bürgerinnen Europas ansprechen und ihre »aktive Bürgerschaft« fördern. Ein guter Grund, einen Blick auf die österreichische Wirklichkeit zu richten und sowohl die Notwendigkeit einer Europaorientierung als auch ihre Hilflosigkeit zu skizzieren.



Foto: LANG

Aktive BürgerInnen gelten nicht als Vorbilder, sondern als Störfaktoren: El Awadalla, Autorin, in einer Aktion gegen die Kronenzeitung, die AugustinverkäuferInnen als lästige Läuse und Wanzen bezeichnet hatte

öffentliche Debatte über die Bildung des Politischen in Österreich nicht aufkommt. Von verstaatlichten Formen der Zivilgesellschaft ist das nicht zu erwarten, von marginalisierten Initiativen genauso wenig. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass sich die politischen Parteien aus den Bereichen, wo sie nichts zu suchen haben, zurückziehen werden; ebenso wenig gibt es Anzeichen dafür, dass neue Räume, Ressourcen oder bekömmliche Strukturen für freie politische Bildung entstehen werden.

**A**ls Joseph II (1782–1790) die Aufklärung und Modernisierung Österreichs einleitete, hatte er dafür ein Motto: »Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk«. Der ihm zugeschriebene Slogan kann heute so nicht mehr öffentlich verwendet werden, das wäre politisch nicht korrekt, obwohl immer noch zutreffend. Gerade in der Organisation von Politischer Bildung wird das Misstrauensvotum der Politik gegen die Bürgergesellschaft manifest.

Bürgerbildung hat in Österreich so gut wie keinen Wert. Die staatlichen Aufwendungen zur Bildung des Politischen durch Politische Bildung sind fast nichts: Nur 0,1 Prozent des gesamten Bildungsbudgets in Österreich wird für Erwachsenenbildung verwendet (in Finnland 13 Prozent) und davon wieder nur ein winziger Bruchteil für Politische Bildung.

Wichtig sind in Österreich die Parteien und ihr Staat. Nur die öffentliche Bildungsfinanzierung der politischen Parteien ist in Österreich gesetzlich klar und relativ großzügig geregelt, während entsprechende gesetzliche Regelungen für die Erwachsenenbildung, für Büchereien, Bibliotheken, freie Bildungsinitiati-

ven fehlen – weil sie blockiert werden. Die Förderung freier Bildungsarbeit ist daher schlecht oder gar nicht gesetzlich geregelt, die wenigen Mittel kommen überwiegend aus Töpfen der Ermessensausgaben. Als vor rund 20 Jahren das Gesetz zur Förderung der staatsbürgerlichen Bildungsarbeit der politischen Parteien verabschiedet war, stellte man plötzlich und etwas betroffen fest, dass die für die Parteien beschlossenen Förderungen dreimal so hoch waren als alle Fördermittel für alle sonstigen Bereiche der politischen Bildung in Österreich zusammengerechnet. Das war nun doch etwas zu peinlich, und man musste damals eine Korrektur vornehmen.

## Die Zivilgesellschaft als staatliche Veranstaltung

Die ungebärdige Macht der politischen Parteien reicht in alle Bereiche des Bildungswesens (und der Gesellschaft), sie verursacht nicht zuletzt durch die Zumutung der persönlichen Zuordnung Verdross. Poli-

tische Apathie, Desinteresse, Verachtung der politischen Eliten sind die Folge ihrer Penetranz. Die Parteien und ihr Staat haben sich der Gesellschaft bemächtigt, was die Identifikation und Beschreibung von »Zivilgesellschaft« schwierig macht: Man versucht sie durch eine Inventur des Vereinslebens aufzuspüren oder als die Summe der Manöver innerhalb der ministeriellen Öffentlichkeit zu verstehen; die Sozialpartner beanspruchen sie ebenso für sich wie neue soziale Bewegungen. Das Bild von der Zivilgesellschaft als staatliche Veranstaltung wird in historischen Befunden des renommierten Historikers Ernest Gellner (1925–1995) fein gezeichnet, wonach die Zivilgesellschaft in der Geschichte Österreichs nicht unter den Leuten, sondern aus dem höfischen Intrigenspiel entstanden ist – und in ihrer heutigen Ausprägung der Staatsverwaltung immerhin dazu geführt hat, dass der Staat einigermaßen rechenschaftspflichtig wurde. Mehr war in diesem Teil Europas nicht drin.

Ein logisches Fazit ist, dass eine

Im Hinblick auf die Europäischen Programme kann man damit rechnen, dass sich staatliche bzw. parastaatliche Akteure optimal in Stellung bringen, während kleine, nicht-staatliche Initiativen für die Entwicklung europäischer Projekte und eine transnationale Mitwirkung wesentlich mehr Unterstützung bräuchten, die sie auf nationaler Ebene nicht erwarten können.

Aktuelle europäische Impulse und Programme vermögen andererseits an der nationalen Hoheit in Bildungsfragen nicht einmal zu rütteln, vielmehr übergeben sie sich vorschnell und leichtfertig an nationale Strukturen. Was immer so mit Europa passieren mag, die Förderung der Politischen Bildung in Österreich verbleibt eine feudale Ermessensausgabe der politischen Parteien und ihres Staates. EU-gefördert, immerhin.

Hans Göttel

Der Autor ist Leiter des Europahauses Burgenland und Koordinator von Europäischen Projekten und Netzwerken.

Das ehemalige Jugendgericht als »Puppenstube«

# Feldforschung am Leichnam

Eva Schlegel und Eva Würdinger vergegenwärtigen mit ihrer Fotodokumentation »eine spezielle Jugendgefängniswelt, die aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit ausgeblendet bleibt«, verheißt der Klappentext zu dem ästhetisch anspruchsvoll gestalteten und mit einigen Texten versehenen Fotobuch »Jugendgericht«.

**M**an nimmt den Band zunächst gerne zur Hand, blättert gerne darin und mit zunehmender Neugier. Nicht lange jedoch und es erscheint einem etwas unecht. Etwas, was im Titel mitschwingt, findet man hier nicht eingelöst. Na gut, das Wiener Jugendgericht, die Rüdensburg, steht ja seit drei Jahren leer. Nach 83 Jahren ist das Gerichtsgebäude mit seinen Haftraumfluchten, Verwaltungs- und Versorgungstrakten, Stiegenhäusern, Gängen, Winkeln und Verhandlungssälen vom FP-Justizminister seiner Funktion enthoben und zum Gebäudeleichen umfunktioniert worden. Es stellt also keine spezielle Jugendgefängniswelt mehr dar. Zu einer solchen gehört wohl mehr als ein Haus, in dem sich die Welt der jugendlichen Gefangenen abspielt bzw. abgespult wird. Diese Welt bleibt demnach im vorliegenden Buch weiterhin aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit ausgeblendet.

Schöne Einblicke in die Architektur von Gerichts- und Gefangenenhäusern sieht man ohnehin in jedem Gefängnisfilm, nur lebensnäher, weil dort nicht die Installationen und Bewachungsanlagen abgebaut sind. Nie beispielsweise wird ein mit Haft aktiv oder passiv beschäftig-

ter Mensch die Zellentüren derart lieblich in Reih und Glied offen stehen sehen, wie hier auf den Fotos von dem vor kurzem verkauften Gebäudeleichen. Hat da wer den ehemaligen Jugendgerichtshof mit einer riesigen Puppenstube verwechselt?

Verunsichert sucht man Aufklärung in den auf Deutsch und Englisch verfassten Texten. Die sind in so kleinen Buchstaben gedruckt, als müssten sie auf Kassibern Platz finden. Viele gescheite Sachen stehen auf wenigen Seiten zu lesen, streckenweise mehr Zitate als eigener Text, bevorzugt aus Michel Foucaults »Bewachen und Strafen«. Nützt nichts, es wird kein Buch über die Jugendgefängniswelt. Aber immerhin kapiert man nun: Es handelt sich um ein Kunstbuch – und KünstlerInnen sind sich auch in ihren Werken nicht selten selber näher als dem Dargestellten. Wenn in einem der Texte nun sogar von Feldforschung gesprochen wird, weiß man schon: Die Pose des Sozialen dient der Selbsterhöhung der Kunstschaffenden.

## Immerhin ein Lebenszeichen: die Häftlings-Graffiti

Sicherheitshalber kehrt man nochmals zum kurzen Klappentext zurück und liest: *Dieses Haus, seine Verhandlungssäle, vor allem aber seine Zellen und die darin unversehrten zahllosen Inschriften und Graffiti sind Thema dieses Buches.* Die prominente Erwähnung der Graffiti ist praktisch wie ein roter Faden in alle Texte eingelegt, immer wieder wird gerade auf ihre Präsenz hingewiesen. Sie also dürften in dem Buch das immer noch Lebendige vertreten, das über die künstlerische Arbeit der Autorinnen hinausführt wie eine Brücke zwischen Authentizität und reiner Kunst. Den Graffiti-Abschnitt leitet ein Text mit dem Titel *Inschriften und Zeichnungen* ein, der aber dann vor allem die vorgegebene Tageseinteilung, welcher die jugendlichen Häftlinge unterlagen, beschreibt. Immerhin, dass den Graffiti alsbald in Fotos reichlich Raum geschenkt wird, löst ein klein wenig vom Ver-



Aus dem Graffiti-Abschnitt der Fotodokumentation

sprochenen ein. Selbst hier scheint eher das ästhetisierende Künstlerinnenauge die Auswahl bestimmt zu haben und weniger die Aussage der Graffiti.

Dann ist man am Ende des Buches. Es hinterlässt den Eindruck, Autorinnen wie Künstlerinnen positionierten lediglich ihre eigene Identität. So gesehen hat Pierre Bourdieu Recht, wenn er sagt: *Kunst grenzt aus, sie wirkt als Herrschaftsinstrument nicht etwa integrativ, sondern ist im Grunde eine asoziale Praxis.*

Bourdieu sah die Fähigkeit, mit Kunst umzugehen, als ökonomischen Faktor an und damit als Klassen- und Schichtenmerkmal bzw. als Herrschaftsmerkmal. Bei der Präsentation des Buches gab es Sekt und ein frugales Büffet. Das Buch war zum Subskriptionspreis angeboten. Was an diesem Abend durch Verkauf eingenommen wurde, kommt dem Verein *Neustart* zugute. Hätte man auf das Catering verzichtet und das

Ersparnis gespendet, wäre für *Neustart* deutlich mehr hereingekommen. Aber so läuft es eben mit Charity, und das passt auch zu diesem Kunst-Buch.

Es sei der Lehrer gewesen, der im Jugendgericht unterrichtet hatte, der die Fotografinnen u. a. über verschiedene Zeichen in den Graffiti erst aufgeklärt habe. Es wäre überhaupt besser gewesen, der Lehrer hätte das Buch geschrieben. Für KünstlerInnen, die Kunst und soziales Leben verwechseln, ist *Jugendgericht* ein wirklich schönes Buch zu günstigem Kaufpreis. Ehemalige Inhaftierte, die in den Frühphasen ihrer Sozialisation bereits mehr Übelerfahrung hinter sich hatten als die gelehrten Fotografinnen und Texterinnen im ganzen Leben, würden dieses Werk womöglich auf den Misthaufen werfen. InteressentInnen an sozialen Zuständen sollten sich anderweitig umschauen.

Thomas Northoff

I N F O

Eva Schlegel/Eva Würdinger:  
Jugendgericht (Verl.  
Schlebrügge, Editor, Wien 2006)  
182 S., 22 Euro



Musikarbeiter unterwegs – mit Naked Lunch auf den Pop-Gipfel

# Die beste Band der Welt

Naked Lunch veröffentlichen dieser Tage ihr fünftes Album. »This Atom Heart Of Ours« ist eine musikalische Offenbarung.



**MUSIK-  
ARBEITER  
UNTERWEGS**

**D**ie Welt, global, führt einem ihre Bescheuertheit mit der Saddam-Exekution und ihren grauslichen Begleiterscheinungen (eure Multifunktionsmobiltelefone, ihr Kommunikationsterroristen!) vor, die Welt, lokal, tut das mit dem Ableben von Liese Prokop. »Generally I don't speak ill of the dead«, sagt Ian McKaye von The Evens auf deren ersten Album und, nein, ich denke und empfinde nicht, dass das Sterben von Menschen je Grund zur Freude oder Genugtuung sein kann, nicht bei Saddam und nicht bei Liese Prokop. Aber selbst der Tod darf nicht alles gleich und obsolet machen.

Wenn vielleicht der Zeitpunkt zu einer fortgesetzten Kritik der Politik, die die Big-Brother-Award-Gewinnerin Prokop zu Lebzeiten betrieben hat, ungünstig sein mag – als die wirkliche Leichenschändung sehe ich das worthülensreiche Geheuchel über ihr wertvolles, menschliches politisches Wirken, vor allem auch des politischen Gegners, wobei solches Gegnertum hierzulande sowieso relativ ist. Im Fernsehen zu sehen, wie SPÖ-Bundesgeschäftsführer Darabos sich ein paar pietätsvolle, allen Regeln des Anstands genügende Worte über die Verstorbene abringt, war so widerlich, dass einem schlecht werden konnte. Als Parteimitglied hätte ich die Asche meines verbrannten Parteibuchs per Einschreiben an die SPÖ-Zentrale zu Händen Herrn Darabos geschickt. Nicht einmal nach ihrem Tod das Wirken Prokops ernst und für das, was es wirklich (unmenschlich?) war, zu nehmen, ist doch die finale Herabwürdigung, das allerletzte Nicht-Ernst-Nehmen, der un-

taugliche Versuch des medialen Aus- und Überstreichens der Arbeit der Verschiedenen.

Dass das in Österreich nicht nur bei toten Politikerinnen üblich (Thomas Bernhard!) ist, lässt einen an Begriffe wie Operettenstaat und Bananenrepublik denken – bloß wo zum Teufel sind die Bananen? Hallo, große Koalition, ja, es wird ein langes, zaches 2007.

Bleiben die Freuden des eskapistischen (oder doch nicht?) Planeten Pop. Da könnte 2007 ein langes, reiches Jahr werden. Ein neues Album der fantastischen kanadischen Arcade Fire steht an, und mit dem neuen Album von Naked Lunch liefert schon der Jänner ein echtes Highlight, zum Niederknien schön.

## Militär des Herzens

Naked Lunch, Operationsbasis Klagenfurt, sind dabei im besten Sinne unösterreichisch, schon seit ihrer Gründung 1991 war ihnen »weltberühmt in Österreich« als Ambition zu läppisch. So wie es Sänger und Songwriter Oliver Welter und Her-

wig Zamernik, dem Nukleus der Gruppe, 2007 zu blöd ist, sich in Opposition zum offiziellen Kärnten definieren zu lassen. Großer Pop – den machen Naked Lunch – handelt immer von mehr, von der Welt, den Nahtstellen, den Durchwirkungen von eigener und großer. Aufgetaucht zeitgleich mit der Grungerevolution war ihr Sound anfangs von Gitarren geprägt – und den Songs Welters, die den Anspruch der Band auf internationale Wahrnehmung untermauerten. Grundeln war ihre Sache nie und tatsächlich wurden drei ihrer Alben auf Major-Labels veröffentlicht, der Meilenstein »Songs For The Exhausted« (2004) zuletzt auf dem deutschen Label Motor. Naked Lunch betrieben ihre Musik lange mit einer existentiellen Unbedingtheit, gingen künstlerisch und real life technisch an die Grenzen, lebten um der Musik willen in Deutschland und England, oft von der sprichwörtlichen Hand in den Mund.

Zum angestrebten »Superstardom« – ihr 97er-Album – hat es nicht gereicht, aber weit über die Grenzen hat sich die Band als ver-

lässliche Livegröße etabliert, von der immer Großes zu erwarten war – was sie mit »Songs For The Exhausted« einlösten. Entstanden mit dem Rücken zur Wand gingen Welter und Zamernik mit Stefan Deisenberger, Multinstrumentalist, seit 98/99 in der Band – dabei ans Eingemachte ihrer Musik. Dieser künstlerische Gewaltakt klärte vieles, gab Naked Lunch die Befriedigung hundertprozentig die Musik gemacht zu haben, die sie machen wollten, machen mussten. Darauf aufbauend geht »This Atom Hearts Of Ours« weiter. Das ist, allen voran die Single »Military Of The Heart« eine oft schwergerische, immer weltdurchwirkte Angelegenheit, eine originäre, visionäre Popmusik, vollgesoffen mit Leben, in der unendlich vieles mit-schwingt, von der Überwindung geistiger Provinzen durch das Finden von kreativ gleichgesinnten Menschen, mit denen man arbeiten kann über das Aufbauen eigener Infrastrukturen (Naked Lunch haben on/off 9 Monate in Zamerniks Studio an diesem Album gearbeitet) und nicht zuletzt das Ausbalancieren von Leben und Kunst. Schließlich sind Naked Lunch keine nihilistischen Youngsters mehr, deren Leben sich um Backstage-Exzesse dreht, sondern haben als (teilweise) Familienväter zu einer erwachsenen Musik gefunden, die eben nicht von Verspießerung und geistigem Zumachen handelt, sondern im Gegenteil von einer reflektierten, auch schmerzlichen Offenheit, die ihre Musik zu einem lustvollen Soundtrack eines Bemühens um ein Leben in Würde macht.

Rainer Krispel



Naked Lunch

FOTO: JOHANNES PUCH

**I N F O**  
 Naked Lunch »This Atom Heart Of Ours«, (Louisville / Universal)  
 Live: 29. 1., Radiokulturhaus/Wien  
[www.nakedlunch.de](http://www.nakedlunch.de)

Versch(r)obene Künstlerlogik – »Quantität vor Qualität«

# Ein Biotop aus 212 Büchern

*Durch den Verzicht auf Leistungszwang brach bei Markus Kircher die Arbeitswut aus und hielt zwölf Jahre lang an. Das Resultat war die »Völlige Bibliothek«, ein aus über zweihundert Büchern bestehendes Werk mit bildender Kunst und Literatur, das sich ab Ende Jänner nicht nur sportlichen Kunstinteressierten offenbaren wird.*

**M**arkus Kircher möchte an Kunst, aber auch an Sport interessierte Menschen erreichen. Erstgenannte, weil er in zwölf Jahren 212 Kunstbücher – beinahe jedes ein Unikat – geschaffen hat. Letztgenannte, weil diese 212 Einzelwerke zusammen zwischen 15.000 und 20.000 Seiten umfassen. Um diese durchzublättern, bedarf es einer großen körperlichen Anstrengung. Die genaue Seitenanzahl wusste er beim Interviewtermin noch nicht, denn er war mit dem Durchzählen noch nicht fertig. Die Bücher sind sehr mannigfaltig gestaltet, wie beispielsweise mit eigenen Texten, Zeichnungen, Collagen, Zeitungsartikeln und -schnipseln, Fotografien oder auch

mit Fäden. Das genähte Buch »Wege und Höhlen« ist eines der außergewöhnlichen. Dafür hat der ehemalige Krankenpfleger DIN-A4-Blätter durch die Nähmaschine laufen lassen und einen Faden reingenaht. Die Stichmuster wirken einerseits wie schwarze Grenzziehungen auf den unbefleckten Papierwüsten, andererseits vermittelt die klare und zarte Linienführung der schwarzen Nähfäden bei näherem Betrachten einen organischen Eindruck, so als würde sich ein Zwirnwurm über ein unbeschriebenes Blatt Papier hermachen. Durch Weglassen der Substanz Faden funktionierte Markus Kircher die Nähmaschine dann in Folge auch noch zum Perforator um.

## Schluss mit Selektion

»Wenn ich in ein Museum oder in eine Galerie gegangen bin, musste ich mich immer ärgern, weil immer nur die so genannten Meisterwerke zu sehen waren, das heißt, dass selektiert worden ist«, so beginnt Markus Kirchers Erläuterung der Arbeitsprämisse zur »Völligen Bibliothek«. 212 Bücher in 12 Jahren«. Von diesem Ärgernis angestachelt entschied er sich, alles, was er auf DIN-A4-Blättern produzieren würde, binden zu lassen: »Ich habe beschlossen, mit Selektion aufzuhören. Mir ging es nur noch ums Machen ohne Leistungsdruck. Das ist bei mir in Arbeitswut ausgeartet.« Die Bücher wurden zwischen 20 und 500 Seiten dick. Als wir einige gemeinsam inspizierten, konnte er sich oft nicht mehr erinnern, was ihn veranlasst hat, diese oder jene Serie zu gestalten. Wir stoßen auf ein vor zirka acht Jahren ausgeschnittenes Zeitungsbild, das ein pausbackiges Mädchen in Kircherscher Verfremdung, d. h. mit Bemalung und aufgeklebten Papierschnitzeln, zeigt. Ich erwähne, dass es sich bei diesem Mädchen doch um Natascha Kampusch handeln müsste. Nach längerem Überlegen stimmt ein über-

raschter Markus Kircher mit einem »Ja, genau« zu.

Bei diesem riesigen Konvolut liegt es in der Natur der Kunstproduktion, dass »einiges Uninteressantes dabei ist, aber auch extrem Interessantes, wo ein einzelnes Blatt funktionieren würde«, ist sich der »mehr Baukünstler als Theoretiker«, wie er sich selbst sieht, über die unterschiedliche Qualität

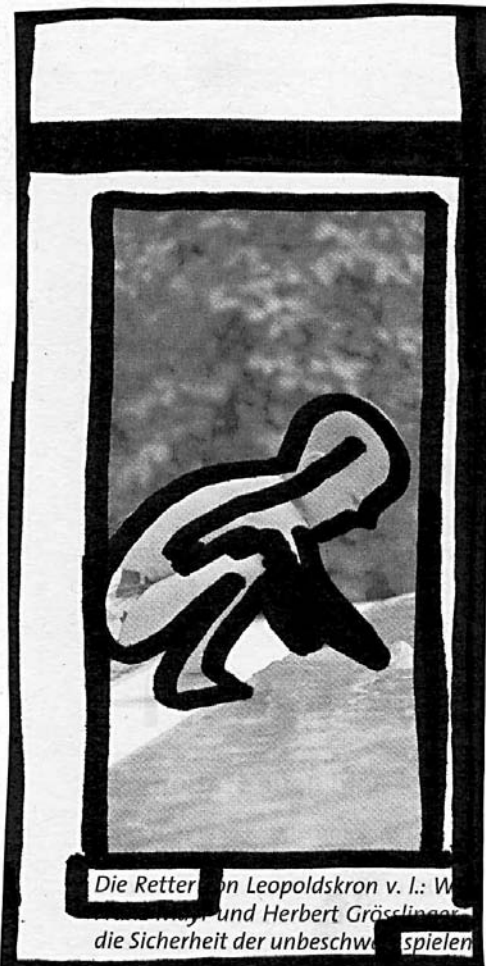
aus dem Kriegstagebuch. Bibliothek der Erschütterung«. Dafür hat er eine Zeitung, »die an sich nicht zu lesen ist«, chronologisch verfolgt und aus den Artikeln, die von Kriegsgeschehnissen berichteten, Sätze mit einem Skalpell ausgeschnitten und in einem Karton gesammelt. Nach einem halben Jahr zog er diese Zeitungspapierschnipsel blind heraus und klebte sie mit dem Prinzip Zufall der Reihe ihrer Ziehung nach auf: »Alles passte auf schreckliche Weise zusammen. Es ist ein Buch über den Krieg und über die Absurdität.« Auf dieses Werk wurde auch der Verlag »edition selene« aufmerksam und veröffentlichte es in der Reihe »Sumpfbücher« neben »Rohes Fleisch«, dem 118. Buch aus der »völligen Bibliothek«.

## Wir sind herzhaft naiv

Der Universalkünstler, der Kunst nicht von der handwerklichen Seite anpackt, sieht seine Stärke in der Improvisation. Diese wird ihm als Musiker im Duett an der Seite von Klaus Gözl mit dem Nonsens-Namen »Donnergott Frieslautenbach« voll abverlangt: »Wir sind eine katastrophal schlechte Band, aber im Grunde genommen funktioniert ein Auftritt als Donnergott Frieslautenbach, weil wir so herzhaft naiv sind. Wir sagen uns, wir mögen zwar Musik, aber wir müssen nicht unbedingt musizieren können. Daraus schöpfen wir auch unsere Kraft«, meint ein schmunzelnder Markus Kircher.

Künftig würde er noch gerne sein Performancerepertoire in Richtung Tanz ausweiten und sich verstärkt der Malerei widmen, denn die Arbeit an der »völligen Bibliothek« ist abgesehen vom Seitendurchzählen abgeschlossen: »Mit den 212 Büchern habe ich mir ein riesiges Biotop aufgebaut, das in meiner Wohnung den Duft von Büchern abgibt.«

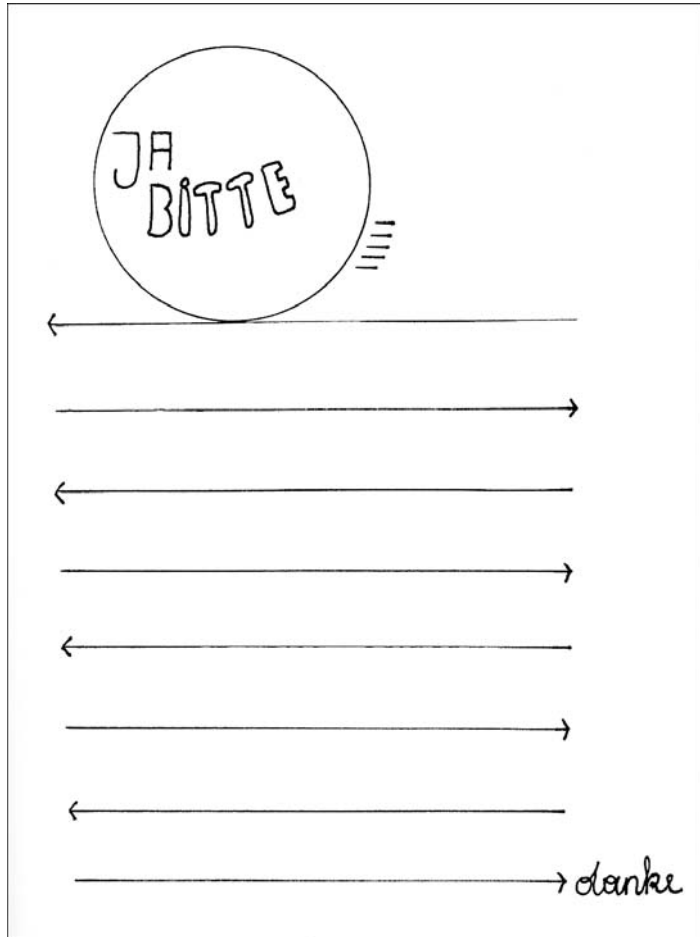
Reinhold Schachner



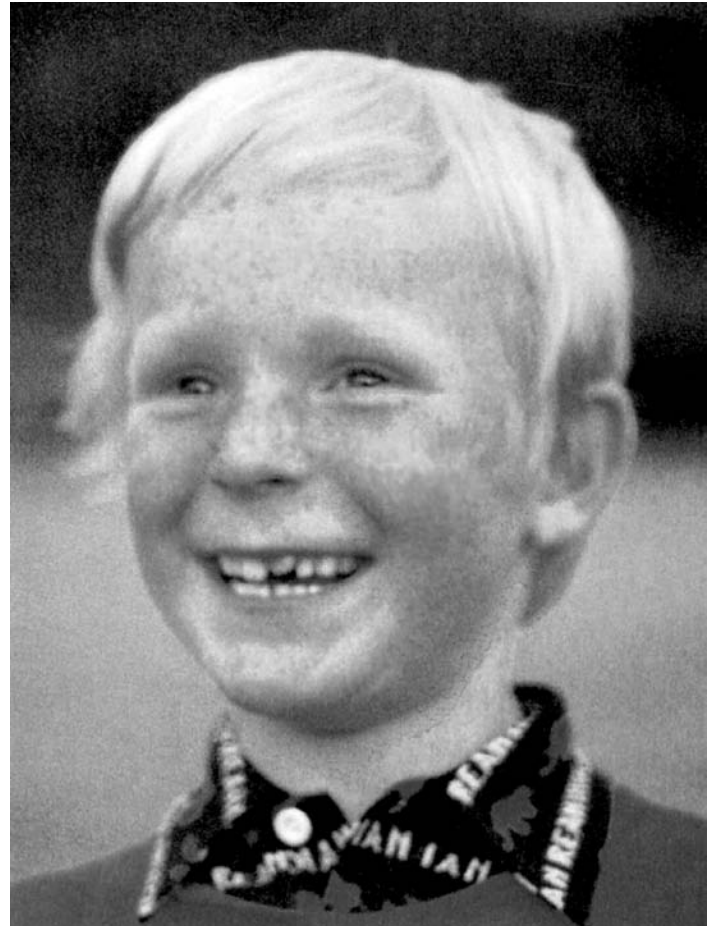
aus Buch Nr. 167 »Der Weltwechsel«

seiner Arbeiten völlig bewusst. »Quantität vor Qualität« pflegte er gerne in diesem zwölfjährigen Schaffensprozess, der 212 Bücher ausspuckte, zu sagen. Alles wurde zwischen zwei Buchdeckel manövriert, auch wenn es sich bloß um dutzende Blätter handelte, über die er eingeschlafen war. Neben solchen Readymades gibt es aber auch konzeptuelle Arbeiten wie »Auszug

<b>I N F O</b>
<p>»Markus Kircher: Die völlige Bibliothek«</p> <p>Ausstellungseröffnung am Fr., 26. 1. 2007, um 12 Uhr Bis 22. April 2007, Mo.–Fr., jeweils 9.30–17 Uhr Bibliothek der Akademie der bildenden Künste Schillerplatz 3 1010 Wien</p> <p>Radio Augustin bringt am 22. Jänner zwischen 15 und 16 Uhr einen Beitrag über Markus Kircher und seine »völlige Bibliothek«.</p>



aus Buch Nr. 27 »Rot Machen«



Postkartensammlung »Kunst ist schön«



Ein „Armutszugnis“

aus Buch Nr. 167 »Der Weltwechsel«



aus Buch Nr. 84 »Schwarz«

Anstiftungen zum Wiederentdecken von Karl Kraus, Teil 21

# Karl Kraus zwischen alter

»Ich mag mich drehen und wenden, wie ich will, überall zeigt mir das Leben seine Verluste, da es entweder das Malerische dem Nützlichen oder das Nützliche dem Malerischen opfert.«

Karl Kraus

»Fürchte nicht, unmodern gescholten zu werden. Veränderungen der alten Bauweise sind nur dann erlaubt, wenn sie eine Verbesserung bedeuten, sonst aber bleibe beim Alten. Denn die Wahrheit, und sei sie hunderte von Jahren alt, hat mit uns mehr Zusammenhang als die Lüge, die neben uns schreiet.«

Adolf Loos

»Jung sein vor der Kunst, heißt mit unverminderter Frische und Ablehnungsfähigkeit, dem Maß hoher Erlebnisse treu, Unwesen und Unzulänglichkeit an sich nicht herankommen lassen. Alt sein, heißt mithatschen.«

Karl Kraus

**M**an hat so seine Schwierigkeiten mit Karl Kraus. Weder weiß man recht, welcher literaturhistorischen Schule man ihn zuordnen soll (und behilft sich mit der pompösen Verlegenheitsvokabel »Wien der Jahrhundertwende«), noch weiß man, ob er nun ein Moderner oder Anti-Moderner war, und entscheidet diese Streitfrage gemeinhin zugunsten seines angeblichen Konservatismus. Zwar gilt Kraus als eifriger Adjutant des Architekten Adolf Loos im Kampf gegen den Ornamentwucher und als Förderer von Künstlern, die allgemein dem Expressionismus zugeschlagen werden, wie Wedekind, Trakl, Lasker-Schüler und Kokoschka, andererseits hatte er für weitaus mehr Expressionisten und ihr Werk nur Hohn übrig, und konnte diesen zu ihrem Leidwesen auch argumentieren; er verabscheute das moderne Theater Max Reinhardts und Erwin Piscators, hielt an seiner Loyalität zu den Altvorderen der deutschen Dichtung fest, zu Goethe, Jean Paul und Mathias Claudius, sowie an einem sprachlichen Duktus, den viele für antiquiert hielten. Dann wiederum erstaunte er in den späten 20er Jahren mit seiner Bewunderung für Bertolt Brecht.

Kraus ging es eben nicht anders als seinem geliebten Nestroy, »der die zeitgenössischen Flachköpfe immer vor das Problem gestellt hat, ob er mehr »Reaktionär« oder »Revolutionär«

sei – anstatt dass sie den Bau seiner Sätze besichtigt hätten ...«

Im Kraus-Verehrer Adorno fand die Avantgarde des 20. Jahrhunderts ihren entschiedensten Fürsprecher, eine negativistische Kunst, die erst in der Überwindung der alten Form ihr subversives Potenzial entfalte. Gegen diese Radikalität erscheint Karl Kraus' Kunstverständnis als letztes heroisches, aber zum Scheitern verurteiltes Aufbegehren des bürgerlichen Bildungsideals. Und doch, siehe da, Adorno wurde von der Wirklichkeit überholt, die Kulturindustrie vereinnahmte nicht etwa auch die Avantgarde, sondern – gerade sie!

## Künstlerische Wahrhaftigkeit jenseits von Klassik und Avantgarde

Ihre formale Sperrigkeit, die Überwindung der klassischen Form, ob Tonalität, gegenständliche Abbildung oder Syntax, rettete sie nicht vor ihrer Fetischisierung durch die »Bildungsphilister«, sondern förderte diese sogar. So entpuppt sich Kraus' Kunstsin, exemplarisch in der Literatur, wenn schon nicht als zeitloses Maß, so doch als zähes Widerstandsnest und letzte unbeirrbar Hoffnung der Befreiung der Kunst aus dem Snobsupermarkt.

Karl Kraus verteidigt nicht etwa das Alte gegen das Neue, doch prüft er dieses härter, indem er dessen tatsächlichen Neuigkeitswert an dessen Anspruch misst. Nach wie vor, 70 Jahre nach seinem Tod, gibt es keinen aktuelleren und zuverlässigeren Seismographen für gefakte Revolte und marktkonforme Radikalität als ihn.

Bereits um 1910 weiß er, dass das einst hoffnungsvolle Beschwören des Schönen, Wahren und Guten in einer Gesellschaft, deren abstrakte Freiheiten auf Ungleichheit und Verdinglichung schmarotzen, zur hässlichen Lüge verkommt, und die Treue zu diesen Idealen nur durch schöpferische Destruktion noch zu halten ist. »Kunst kann nur von der Absage kommen.

Nur vom Aufschrei, nicht von der Beruhigung. Die Kunst, zum Troste gerufen, verlässt mit einem Fluch das Sterbezimmer der Menschheit.« Doch dem Kunstverständnis, wie Kraus es vorlebte, ist ein konventionelles, aber tief empfundenes und gestaltreiches Gedicht über eine Heckenrose allemal lieber als der radikale Gestus der Huren- und Syphilispoesie mancher Expressionisten, weil er eben nichts als Gestus ist. Kraus kommt den Modernisten allemal auf die Schliche, wenn sich hinter ihrer vorgeblichen Revolte der Aufruhr des Mittelmaßes gegen das Niveau älterer Meister Bahn bricht, ebenso wie er genau abzuschätzen weiß, ob Revolte das Establishment verletzt oder bloß als modische Anregung kitzelt, wofür – 50 Jahre vor den Beatniks, 65 Jahre vor den Hippies und 75 vor den Punks – seine ironisch-nachsichtige Kritik der »langhaarigen Exzentrität« der Bohemiens ein erstaunliches Dokument darstellt:

»Sich absichtlich verwahrlosen, um sich vom Durchschnitt abzuheben, schmutzige Wäsche als Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft tragen, über die Verkehrtheit der Gesellschaftsordnung eine ungekämmte Mähne schütteln – ein Vagantenideal, das längst von Herrschaften abgelegt ist und heute jedem Spießbürger erreichbar. Die wahre Bohème macht den Philistern nicht mehr das Zugeständnis, sie zu ärgern, und die wahren Zigeuner leben nach einer Uhr, die nicht einmal gestohlen sein muss. Armut ist noch immer keine Schande, aber Schmutz ist keine Ehre mehr. »Mutter Landstraße« verleugnet ihre Söhne; denn auch sie ist heute schon gepflegter.«

Karl Kraus steht keinesfalls über den literarischen Moden seiner Zeit. Doch ist er – in Wissenschaft, Politik und Kunst gleichermaßen – Feind allen Klubzwangs. Er kritisiert nicht eine Schule aus den Statuten einer anderen heraus, sondern pickt aus Realismus, ebenso wie aus der Dekadenz, aus Expressionismus wie aus dem Symbolismus, aus der sozialistischen Literatur wie aus der konservativen seine Perlen heraus – um den Rest vor die Säue zu werfen. All seine Kriterien für die Evaluierung guter Literatur, guter Kunst, finden ihren



Karl Kraus, gemalt von Oskar Kokoschka

FOTO: BILDARCHIV DER ÖSTERREICHISCHEN NATIONALBIBLIOTHEK

# und neuer Kunst



Fluchtpunkt in den auf erstem Blick fragwürdigen Kategorien von Echtheit und Persönlichkeit. Doch weder meint er damit Natürlichkeit oder Authentizität, noch spricht er einer Subjektivierung gesellschaftlicher Wirklichkeit das Wort. Ein abgehobener Geck – wie seine Bewunderung für Oscar Wilde beweist, der absolute Künstlichkeit propagiert – kann dieser Echtheit weitaus mehr teilhaftig werden als der talentierte Slumautor, der ganz unten war. Echtheit bedeutet bei ihm jene größte Demut vor der Form, die den Künstler zu höchster Eitelkeit berechtigt, in Wortkunst der übermenschliche Kraftakt, größtmögliche Schärfe des Gedankens sowie Tiefe der Empfindung, Ernst der Intention sowie Verspieltheit der Sprache zu einem Fluss, zu einem Guss zu formen. Diese Liebe zur Wahrheit, zur Wahrhaftigkeit wird zur Frage des Charakters, und Kraus ist ruhig zuzutrauen, dass seine Vorstellung davon einige dialektische Siebenmeilensprünge weiter ist als jede noch so berechtigte Kritik des Charakters als moralistischen Unsinn.

## Frierende mit Rembrandt bedecken

Im Architekten Adolf Loos findet er den kongenialen Mitstreiter im Kampf gegen das Ornament, jene »die lügnische Hülle eines hässlichen Lebens.« »Adolf Loos und ich, er wörtlich, ich sprachlich, haben nichts weiter getan, als gezeigt, dass zwischen einer Urne und einem Nachttopf ein Unterschied ist und dass in diesem Unterschied erst die Kultur Spielraum hat. Die anderen aber, die Positiven, teilen sich in solche, die die Urne als Nachttopf und die den Nachttopf als Urne gebrauchen.« Diese Kulturkritik bliebe bloßes Ringen um Geschmackshegemonie, wäre sie nicht zugleich Sozial- und Ideologiekritik, denn »... die Wucherer haben einen so ausgeprägten Schönheitssinn, dass ihnen Löwenköpfe, Gottheiten oder Spargelbünde, die Licht geben, weiß Gott lieber sind als eine Sitzgelegenheit. Den Schmutz der Gasse haben sie zuhause und selbst der ist von Hoffmann. Je schöner aber die Welt wird,

*desto mehr Wucherer ziehen in sie ein und bewundern die Arabesken.*« Zeitlebens verteidigt Kraus zwar die geliebten bürgerlichen Bildungsgüter vor dem Bürgertum, sieht sich aber bereit, auch diese zu opfern, sobald das Recht ihres Genusses vor die sozialen Grundrechte gestellt wird. Der Empörung über die Versteigerung der Kunstschatze in Schönbrunn zugunsten Notleidender nach dem I. Weltkrieg antwortet er: »Ist das Naturrecht verkürzt, die Schönheit zu empfangen, so verkümmert auch die Fähigkeit, sie zu geben. (...) Wie es um die Malerei bestellt ist, eine Kunst, deren Werk seine Materie nicht überdauert, weiß ich nicht. Wohl aber weiß ich, dass sie, falls ihr eine ähnliche Verbindung mit allem Lebendigem (...) wie der Sprache eignet, einen Rembrandt erst haben kann, wenn ringsum nicht der Tod die Schöpfung bestreitet, und dass die produktive Tat in leerer Zeit der Beschluss wäre, mit der Leinwand des vorhandenen Rembrandt die Blößen eines Frierenden zu bedecken. Denn der Geist steht zwar über dem Menschen, doch über dem, was der Geist erschaffen hat, steht der Mensch; und er kann ein Rembrandt sein.«

Im Bestreben, Adolf Loos als Apologeten eines kalten architektonischen Funktionalismus zu bestimmen, wurde sein ausgeprägtes Traditionsbewusstsein oft übersehen, das ihn mit Kraus verbindet. So schätzte Loos besonders die grazile Eleganz der Vormärzarchitektur und den schlichten Klassizismus eines Joseph Kornhäusel, die dem eklektizistischen Kitsch der Gründerzeit vorausgingen. Kraus' Verwurzelung in Goethe und seinen Vorgängern aber wird diesem zumeist als Konservatismus angerechnet. Nichts ist falscher! Die Formen der Herrenanzüge haben sich seit 1860 kaum geändert, Geistes- und Geschäftsbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft seit 1789 gar nicht! Kraus schöpft bloß aus jener Pionierzeit, als die Moderne noch jung und unverbraucht war. Unser Kitschbewusstsein stellt sich das 18. Jahrhundert gerne als Kostümfilm, als geschwollen, geziert, galant vor, und findet das auch noch romantisch. Jenes 18. Jahrhundert, das

in England die härtesten materialistischen Romane hervorbrachte und in Frankreich Geister wie Voltaire und Diderot jene Ironie demonstrieren ließ, von der die Postmoderne nur faselt, würde das frühe 21. als die altmodischste Epoche aller Zeiten entlarven, wo der gehobene Konsument, frisch aus der Jugendkultur geschlüpft, seine innere Leere vorzüglich mit retrospektiven Sentimentalitäten wie dem nostalgischen Flair von Henry-James- und Jane-Austen-Verfilmungen austapeziert. Alle die das Schwarzpulver in jeder Generation neu und wirkungsloser erfinden, würden sich eingedenk ihrer Unterschätzung dieser modernsten Zeit der Moderne aus Scham vor die Postkutsche stürzen.

Prinzipiell hat Kraus nichts gegen die literarischen Avantgarden, die seinerzeit in Form von Expressionismus und Dadaismus das bürgerliche Formempfinden provozieren. »Ich bin wohl der Letzte, der dem erlebten Misston den Weg in die Wortschöpfung nicht freihielte, und wenn der Verzicht auf das sprachliche Element nur die Macht hätte, das Erlebnis zu übertragen, so wäre gegen die »neue Ausdrucksform« füglich nichts einzuwenden. (...) Solange ich mit dem Stammler nicht fühle, glaube ich nicht, dass er ein Gefühl gestammelt hat...« Ihm missfallen bloß die »Neutöner, die es aus Unfähigkeit zum alten Ton sind«. Im jungen Brecht hingegen würde der 59-jährige Kraus »den einzigen deutschen Autor« erkennen, »der (...) heute in Betracht zu kommen« habe.

Der Nimbus des radikal Modernen, Kompromisslosen, der den Avantgarden zu Joyces und Picassos Zeiten noch eignete, ist heute kontextentbunden, sinnentleert und beschaulich neben Gipsgüssen von Barockputten im Museumsshop zu haben. In seinem Kampf gegen alles Dekorative und Affirmative in der Kunst erweist sich Karl Kraus letztlich als moderner denn die Modernen, weil seine Methode sich bis heute bewährt, die falsche Bärte an deren Fortschrittlichkeit zu lüpfen. Seine große Leistung liegt nicht allein im Jäten des alten Ornaments, sondern im Aufspüren von dessen Samen in jeder noch so progressiven

Mode, die vorgab und vorgibt, mit der vorherrschenden Kultur zu brechen. »Das literarische Ornament wird nicht zerstampft, sondern in den Wiener Werkstätten des Geistes modernisiert.« Keine Sachlichkeit kann folglich sachlich genug, keine künstlerische Provokation provokant genug, kein Schlingel im Kulturbetrieb siefig genug sein, dass Kraus nicht den Dekor, die Phrase, das Fake, die Seichtheit, den Konformismus darin erkennen würde. Wenn Kraus fast alles, was heute als Kultur produziert und verkauft wird, als Mist abtäte, täte er es aber – und dies galt es hier aufzuzeigen – gewiss nicht aus Kulturkonservatismus.

Die folgenden Worte, an die Dekadenz-Kunst seiner Zeit adressiert, lassen sich im Sinne ihres Autors durchaus auf die nachfolgenden Kunstmoden anwenden:

»Der Mensch ist außer sich geraten. Kein Wort lebt, keine Farbe – denn alles ist sowieso laut und bunt. Künstler heißen die, die man sofort erkennt, und die noch wenn sie nackt sind, auffallend gekleidet gehen. Jede Gebärde eine Arabeske, jeder Atemzug instrumentiert, jeder Bart eine Redensart. Das alles ist notwendig, weil sonst in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnen würde: Mich täuscht die Fassade nicht! Ich weiß, wie viel Kunst dem Leben und Leben der Kunst abgezapft werden musste, um dies Kinderspiel zwischen Kunst und Leben zu ermöglichen. Löwenköpfe und die Herzen von Katzen! (...) Ich kann tabula rasa machen. Ich fege die Straßen, ich lockere die Bärte, ich rasiere die Ornamente!«

Richard Schuberth

**I N F O**

Lesetipp:  
Seit Jahreswechsel ist die gesamte »Fackel« öffentlich im Internet zugänglich. Unter <http://www.aac.ac.at/fackel>

Über die relative Ohnmacht des kritischen Journalismus

# Schauen, wo die Festung bröckelt

*Der illegale Arbeitsmarkt wird so totgeschwiegen, als gäbe es diese Millionen in Europa gar nicht ... Für ihr Reportagenbuch »Gestürmte Festung Europa« verfolgte die Journalistin Corinna Milborn die gefährlichen Wege der illegalisierten Migration. Vom Augustin wurde sie zu ihren Arbeitsmethoden befragt.*

**W**ie muss man sich die Recherchen für dein Buch vorstellen?

Wenn es um illegale Migration geht, kann man nicht viel vorrecherchieren, denn die Leute sind in Bewegung, haben keine Adressen, keine Telefonnummern und sind nicht organisiert, d. h. man kann nicht über Organisationen Kontakt aufnehmen. Das bedeutet immer wieder von null anzufangen, neue Leute kennen zu lernen. Bei Leuten, die illegal unterwegs sind, ist der Vertrauensaufbau sehr wichtig. Es war notwendig, dass sie merkten, dass der Fotograf Reiner Riedler und ich großen Respekt vor den Menschen haben, die so eine Reise auf sich nehmen, oft unter Lebensgefahr. Die Einreise nach Europa ist durch die Illegalisierung so gefährlich geworden, da sterben jährlich Zehntausende, oft ist die Mafia im Spiel. Ich war aber auch sehr viel alleine unterwegs. Wenn man es schafft, sich als Frau einen gewissen Respekt aufzubauen, ist das eine gute Arbeitsmethode, weil man als Frau für die Männergruppen, mit denen man hauptsächlich zu tun hat, wenig bedrohlich ist.

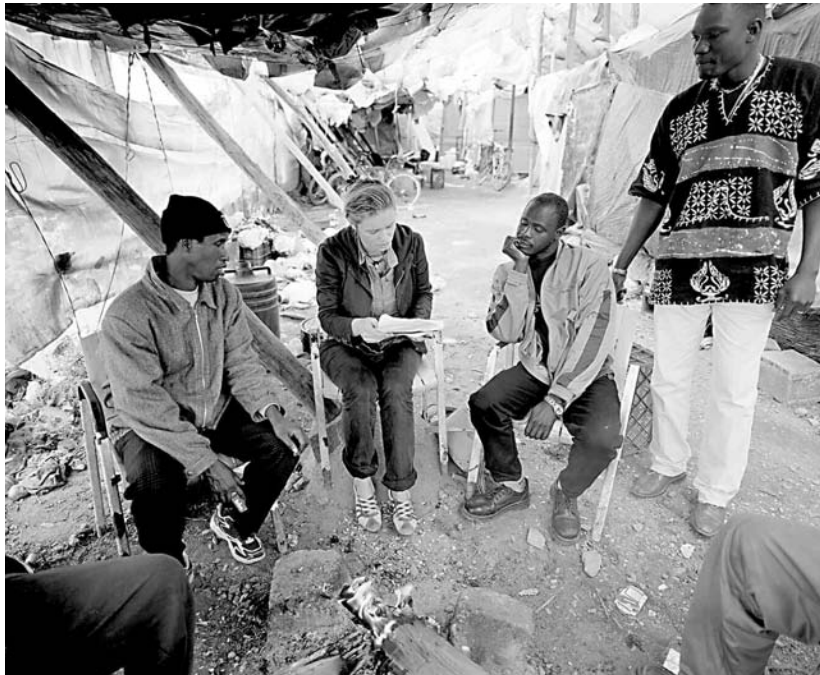
**Sind die Flüchtlinge daran interessiert, einer Journalistin ihre Geschichte zu erzählen?**

Ich habe immer von Anfang an klar gestellt: Ich kann niemanden helfen, sondern mich interessieren die Geschichten. Im Prinzip hat jeder, der in so einer extremen Situation steckt, ein großes Bedürfnis danach, seine Geschichte zu erzählen, denn viele haben dazu nie Gelegenheit oder müssen gar ihre Geschichte

verleugnen. Es hat innerhalb Europas oft gar keinen Sinn, nach Fluchtgeschichten zu fragen, denn entweder sind die Leute illegal da und dürfen nichts sagen, oder sie stecken im Asylverfahren und müssen Teile ihrer Fluchtgeschichte verschweigen. Denn mit echten Fluchtgeschichten wird man abgeschoben – vor allem in Österreich als Binnenland, das in die Länder, durch die man gekommen ist, zurückschiebt.

**Wie ging es dir psychisch, wenn du z. B. einen Flüchtling siehst, der sich unter einem Lastwagen einklemmt, um über die Grenze zu kommen, und du nicht weißt, ob er überleben wird?**

Gerade die Situation in diesen illegalen Lagern an der marokkanischen und spanischen Grenze ist belastend – weil man so wahnsinnig ohnmächtig ist in diesem System. Man lernt Leute kennen, hört die schlimmsten Geschichten, und als Erstes hat man den Impuls zu helfen, weiß aber zugleich, dass es nicht geht und außerdem unprofessionell wäre, denn um ein Buch zu schreiben, muss man eine gewisse Distanz aufrecht erhalten, weil man sonst den Blick verliert. Oft wollte ich nach zehn Tagen in der Früh nicht mehr aufstehen, um nicht noch mehr traurige Geschichten zu hören, zu deren Lösung ich nichts beitragen kann. Die Situationen sind auch sehr stressig, weil die immer mit Polizei zu tun haben, es gibt eine andauernde Verfolgung und wenig oder keine Ressourcen. Es wird viel gestritten, man trifft viele Traumatisierte, die auch psychisch sehr labil sind. Die Position des Schreibens ist – im Gegensatz zu einer helfenden Tätigkeit – absolut auf Augenhöhe, das sind Begegnungen von Mensch zu Mensch auf der gleichen Ebene, aber natürlich spielt immer mit, dass ich einen roten EU-Pass besitze und einfach über die Grenze fahren kann. Die anderen haben keinen Pass und stecken daher in Megaschwierigkeiten.



»Begegnungen auf Augenhöhe«: Die Autorin mit Flüchtlingen

FOTO: REINER RIEDLER

Um das ertragen zu können, musste ich mir immer wieder vor Augen führen, dass ich diese Situation nicht verschuldet habe und nur wenig tun kann, sie zu ändern.

**Was hat dein spezielles Interesse an dem Thema geweckt?**

Einwanderung ist eines der wichtigsten Themen derzeit. Zugleich laufen die Gesetze und die öffentliche und politische Debatte völlig an den Fakten vorbei. Z. B. wird behauptet, dass man Einwanderung stoppen könne, oder der illegale Arbeitsmarkt wird so tot geschwiegen, als gäbe es diese Millionen in Europa gar nicht. Die Bomben in London, der Sturm afrikanischer Flüchtlinge auf den Grenzzaun von Ceuta, die Aufstände in den französischen Vororten – das alles wird immer völlig getrennt voneinander behandelt. Dabei sind das ja nur Aufbrüche an den Rändern einer gemeinsamen Politik gegen Einwanderung und Widerstand gegen die äußeren und inneren Grenzen. Der verfehlte Umgang mit Einwanderung schafft verschiedene Brennpunkte. Ich schaue mir an, wo die Festung bröckelt, wo sie bricht, wo es Explosionen gibt. Es gibt viele Widersprüche und Tabus. In Bezug auf

Frauen z. B. gibt es einen ganz starken Ansatz von der Rechten, darauf hinzuweisen, wie furchtbar migrantische Gesellschaften mit ihren Frauen umgingen, und von der Linken her zu sagen, dass sei nicht so. Es gibt eine gewisse Scheu davor, Wahrheiten auszusprechen, wie z. B. dass sehr viele nur über die Grenze kommen, um hier illegal zu arbeiten. Das will man nicht aussprechen, weil das denen in die Hände spielen könnte, die strenger gegen Einwanderung vorgehen wollen.

**Das sind aber doch die, die davon profitieren – die wissen das doch eh?**

Es bleibt ein Tabu. Im Prinzip weiß es jeder. Es ist ja nicht so, dass die Leute nicht wissen, dass in fast jedem Lokal jemand illegal arbeitet, dass man in der Herbststraße einfach Menschen mitnehmen kann. Genauso ist es beim Frauenthema: Man weiß von den Problemen – von Zwangsprostitution bis zu erzwungenen Heiraten. Aber man will sich nicht daran die Finger verbrennen.

*Das Interview führte Kerstin Kellermann. Corinna Milborn ist Journalistin eines in Wien erscheinenden Wochenmagazins. Ihr Buch erschien bei Styria.*

# dream, Eros

*Eine Vorbemerkung. Fünf Monate lang hat der Schriftsteller Martin Auer bei einer der größten Wiener Callgirl-Agenturen als Fahrer gearbeitet und aufgeschrieben, was er dabei erlebt hat. In drei Ausgaben veröffentlichte der Augustin Ausschnitte aus Auers Buch »Hurentaxi«. »Mir ist »Hurentaxi« zu sehr Männerblick, zu wenig einfühlsam in die lebensgeschichtlichen Hintergründe der Frauen, es ist absolut keine Feldforschung im wissenschaftlichen Sinn – und es ist wirklich voyeuristisch. Und oft von oben herab. Stundenlanges Baden, Sich-nicht-Spüren bei der ‚Arbeit‘ am Strich, Aus-dem-Körper-Aussteigen – das sind Zeichen von schwerer Traumatisierung, nicht eine »nette« Strategie, den Job als Hure gut auszuhalten. Irgendwie hinterließ das Buch bei mir den Nachgeschmack, dass die irgendwie alle selber schuld sind und es sich halt »einfach« machen. Aber es ist schon ein krasser Unterschied, ob ich Taxi fahre, Krankenschwester bin oder ob ich mir die Schwänze von wildfremden, vielleicht auch noch dreckigen und hässlichen Männern in die Vagina stecken lasse für 70 Euro ohne Gummi. Und es gibt sehr wohl ausbeuterische Zuhälter und vergewaltigende Freier, auch im schönen Wien. Vielleicht kann sich ein Mann einfach nicht in so was hineinversetzen, vielleicht nicht ein Mann, der selbst Freier war oder ist«, kommentierte Helga Pregesbauer Martin Auers Text. Sie hat dem Augustin folgenden »Gegentext« zur Verfügung gestellt:*

»G eh komm, Angie, stell dich nicht so an«, mault Joe.

»Gib mir das Dreierzimmer oder fick ihn selber im Vierer«, red ich zurück, weil ich weiß, dass er mich lieber mag als die Sabine, die gerade im Vierer war und nachher nie ordentlich zusammenräumt. Mir reicht der Dreck, den meine Freier machen. »Weiber!«, mault Joe, als er mir den Vierer-Schlüssel in die Hand drückt, als wär's ein Dreikilo-Paket.

Dabei hab ich nichts gegen sie. Aber wozu soll ich ihm das erklären. Mir doch egal. Rausschmeißen kann er mich ja nicht.

Und dann rede ich wieder deutsch, mit dem Freier: »Ich bin schon ganz scharf!«, zisch ich, schau ihm dabei in die Augen mit meinen pseudogeil zusammengenkniffenen Lidern und zieh ihn hinter mir

her, und am liebsten würde ich ihm ein Bein stellen, damit er die Stiegen runterfliegt und sich das Genick bricht.

Die, die mich freudig anschau'n, wenn ich meinen Stehsatz säusle, die hass ich wirklich noch, für ein paar Momente wenigstens. Und das ist einer, der glaubt ihn.

Ich dräng ihn bei der Tür rein und reiß mir den BH runter, wenn ich schnell bin, will er vielleicht ein zweites Mal und am Montag brauch ich immer mehr Geld, weil sonntags nicht viele kommen. Wahrscheinlich waren sie in der Kirche mit Frau und Kind.

Unser Kirche zuhause im Dorf ... und er grapscht schon nach der linken Brust mit einer Hand. Schnell aber brutal ist die andere zwischen meinen Schamlippen und die Netzstrumpfhose zerrissen. »Du geile Sau«, zischt er. Ich seh, wie seine Hose anschwillt, und frag mich wieder mal, ob Männern das wehtut. Da arbeitet er schon am Gürtel. An den Jeansknöpfen. An einer Unterhose. Rücklings drängt er mich ins Zimmer und stöhnt »Nemnaidfotsn« und ich denk: aha, was will er? Muss besser deutsch lernen.

Bevor ich noch weiter denken kann, lieg ich auf dem Fußboden und hab eine Faust im Mund, er drängt sie zwischen meinen Lippen und reist die Kiefer auseinander, um seinen Schwanz reinzustecken. Da check ich erst, was er will, blasen möchte er. Gummi kein Thema.

Er hält mir den Kopf und kniet sich über mich, drückt mir seinen steifen Schwanz in den Mund, und ich kann mich kaum bewegen, kaum atmen, und versuche zu schlecken, versuche diese Arbeit zu machen, und es geht kaum, obwohl ich mich echt bemühe. Schön lieb sein zu ihm, denn die Glocke ist ziemlich weit. Ich versuche meine Zunge zu bewegen, obwohl es kaum geht, da spür ich schon sein Sperma. Gott sei Dank. Jetzt wird er runtergehen von mir. Nein.

»Schlecks auf. Alles.« Das auch noch. Aber das verstehe ich wenigstens. Also abschalten, ans Meer denken und sich vorstellen, es ist Vanilleeis, ein Trick von Sabine. Das hilft wirklich. Meistens denk ich aber an mein Tütchen und wie es einfährt, und das geht noch besser als Vanilleeis.

Also so schnell wie möglich, das gefällt ihm, der glaubt am Ende noch, das schmeckt wirklich wie Vanilleeis. Wegen dem Madonnenlächeln, das wir Mädchen immer alle aufsetzen. So einer wie der kauft uns ja alles ab.

Er lacht, das ist gut, zumindest für den Moment. Freier, die lachen, wechseln meistens nicht so plötzlich die Laune, und dem seine ist schlecht genug.

Ja, und er will auch noch ficken, nein, nein, hundert ist zu wenig, hundertvierzig, brav zahlt er, weil noch nicht genug hat. Die 15 Euro für die Netzstrumpfhose müsst ich ihm eigentlich draufschlagen, aber mit dem leg ich mich nicht an.

Und der Chef hält immer zu den Kunden, außer sie demolieren sein Inventar, Mädchen sind dem ja weniger wert als seine Diskont-Bettwäsche. Puh, wann ist es nur vorbei? So ein grobes Schwein, haut mich aufs Bett, auf den Bauch. Ich geb ihm ein Kondom. Er schaut mir in die Augen, schmeißt mir noch mal dreißig Euro auf die Ablage und ohne auf eine Antwort zu warten, wirft er mich auf den Bauch, drückt seinen Schwanz rein – »Da hast du, was du willst« – und reißt mir ein Büschel Haare aus. Mein Innenleben ist: Chaos.

So jetzt gib alles, nur damit der schnell wieder weg ist, bevor ich die Kontrolle verliere, alle Register ziehen für den, nein, für mich, für seine baldige Verabschiedung! Aber das ist nicht ganz einfach, am Bauch liegend, umdrehen gefällig, der Herr? Aua, ist er jetzt komplett hinüber? Drischt mich zurück, als wär ich eine Ratte. Bitte, bitte, komm bald, ich ertrag's kaum mehr. Vanilleeis, Vanilleeis, Tütchen, TÜTCHEN. Stöhnen nicht vergessen, schön laut Stöhnen, Kinostöhnen, Tütchen, NEIN, Mama, verschwind aus meinen Kopf, raus aus meinem Kopf!

Irgendwo weit weg höre ich ihn stöhnen, irgendwo weit weg hollern Worte wie Dreckhur in ein Ohr, das nicht zu mir gehört. Irgendetwas bemerkt, dass er gekommen sein muss, hört, wie er aufsteht, duscht, geht.

### Laut UNO gibt es weltweit jährlich mindestens 4 Millionen Opfer von Menschenhandel. Der Großteil landet in der Zwangsprostitution.

Später kann ich aufstehen, merke, dass da wieder Füße sind, von irgendwoher. Merke, dass ein Körper sich wackelnd zur Dusche bewegt.

Wasser. Runter mit dem Zeug, viel heißes Wasser.

Ich ziehe meinen Bademantel über, meinen dicken grünen Samtmantel, damit am Gang niemand die zerrissenen Klamotten sieht und beeile mich zu meinem Spind. Ich öffne die Tür, nehme einen schnellen Schluck Wodka, ach, das tut gut, brennt mir die Kehle aus. Aber verbrennt mich zu wenig.

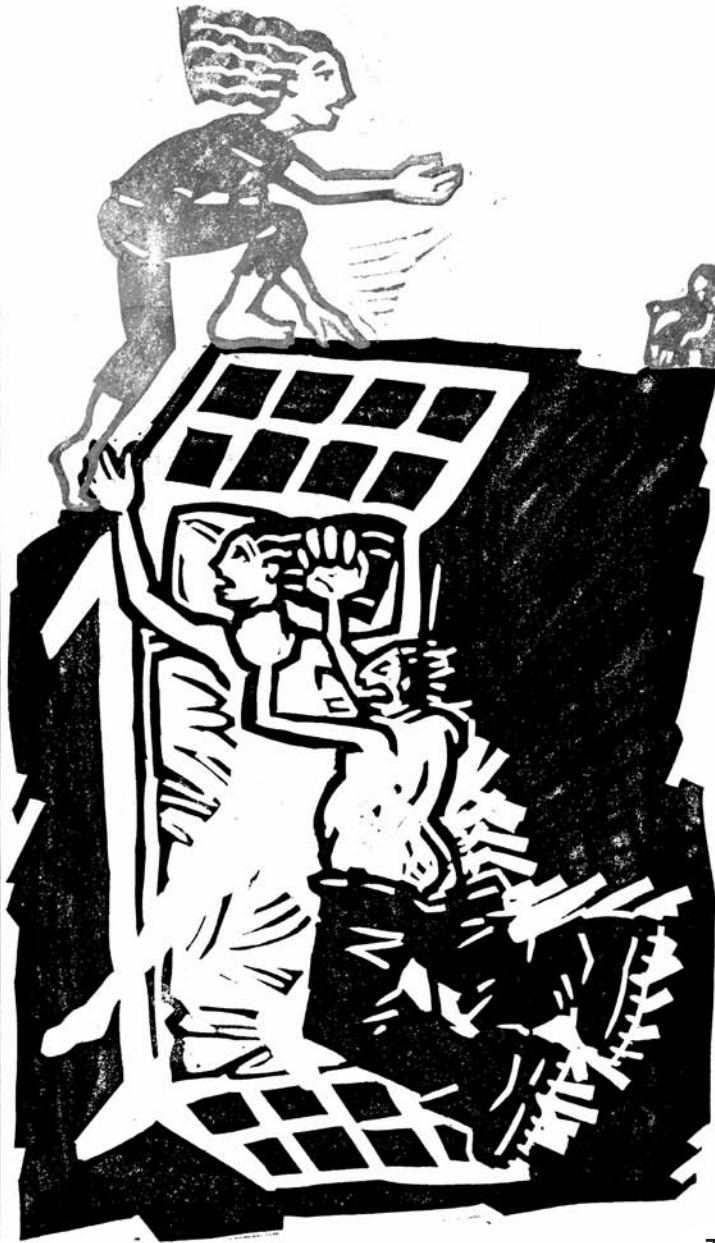


ILLUSTRATION: CARLA MÜLLER

Was ist das Rote das da aus diesem Mund rauskommt. In dem Licht hier sieht man ja gar nichts. Mir wird immer schlechter. Nur anziehen und weg hier.

»Angie, bist schon fertig? Beeil dich, da ist noch einer, der will dein Spezialservice! Komm rauf!« Ich spüre einen dunklen Vulkan in meinem Magen. Ich kann nicht mehr Joe, denk ich, ich kann heute nicht mehr, sieht er das denn nicht, nein. Er ist oben und ich bin hier unten. Unsichtbar. Unsichtbar in der Eros Bar.

Na dann, wo ist das Tütchen, mit Joe ist nicht zu spaßen, wenn er diesen Ton hat. Und das Geld brauch ich ja. Papas Arzt will schon wieder mehr. Da ist es ja, schnell, schnell ein bisschen ... ui, das war ein wenig viel, na ja, runter damit – \*hkhhhh\*. Scheiße, einen Schluck Stolichnaya nachschütten, geht ja. Nur jetzt nicht denken, nur jetzt nicht denken, gleich ist alles vorbei, gleich wirkt das Zeug. Nein, nicht an zuhause, vanillevanillevanille.

Ja, der Joe erzählt dem oben jetzt: »Sie zieht sich nur um für dich und macht sich schön.« Er sagt nicht, dass ich mir das Sperma seines Kollegen von den Zähnen putze und warum mir ein Zahn fehlt, und ... scheiß drauf.

*Hm, ich spür schon, es fängt immer in den knien an bei mir, mhm! kommt schon herauf, juhu, mein kopf wird leicht, ach ja, so ist es gut, so wird es gehen, ja wunderbar, ein wenig pulver und die welt ist wieder okay, mhm! so einfach ist es ja, es geht ja, komm, angie, jetzt zeigst du den geldscheißern, dass du die queen bist, in zimmer drei oder vier, einerlei. und ich tanze über die stufen hinauf. joe schaut gehetzt und nickt unauffällig zu einem älteren herrn mit schmaler brille, der mich ganz ruhig anschaut und, ich tanze, mit dem rücken zu joe, an den alten heran, immer mit dem rücken zu joe. der braucht nicht zu sehen, dass ich pupillen hab wie wagenräder. und der alte beginnt leicht zu lächeln, und als ich meinen rechten fuß im spagat auf seine schulter lehne und ihn auffordernd anschau, strahlt er schon, und der daneben schaut wie ein trottler auf mein dekolleté und staunt. und ich tanze, drehe zart meinen hintern, streiche mit den händen leicht über die hüften, als er runterschaut, zeigt nur ganz kurz und kaum zu sehen ein finger zu den genitalien eines körpers, und eine hand streicht über ein gesicht. lächelnd zieht ihn eine frauenhand die stufen hinunter, tänzelnd, wackeln hüften, und er ist ganz zahm, macht sich gar nicht aus, was er will, fragt nicht nach dem preis, geht einem frauenkörper nach wie ein schlafwandler und lächelt. und ein frauenmund zieht sich zu einem lächeln.*

### Zimmer zwei

Das, was als ihr Körper geboren ist liegt im Whirlpool blubbern sie spürt blaue Lichter in der Körperhaut irgendwie irgendein Blau irgendwo war das gerade noch ein Ich? ihr Ich aus dem Abfallkorb links ragt noch die farblose Colaflasche als würde sie hämisch lachen diese Flasche, die er ihr vorher in den Arsch stecken wollte an den Geländerstäben des längst verstummten Whirlpools erkennt die schwarze Pupille eines Frauenauges Abdrücke von Fingern ihre? seine? man könnte sie wegwischen und die Fingerabdrücke auf ihrer Seele? die Samen in ihrem Leib?



wie sind sie aufgegangen?  
wann wird sie wieder blühen?  
ist sie eine Wanne für jeden Dreck?  
ist dieser Körper, den sie verkauft hat, noch  
für sie da  
oder gehen fremde Sprossen darin auf?  
Spermasprossen von wildfremden Männern  
die ihr gleich scheißegal sind  
gleich zum Tode verhasst  
doch es stirbt nur sie –  
und der Körper vergeht nicht, geht weiter,  
nur die Seele, die sie hatte  
Wo ist sie  
die Seele, ist sie gegangen? aufgelöst wie ferne  
Nebel  
ein Hass bleibt  
er zerstört nur eine Nutte  
stört nicht den Freier  
stört nicht den Dreck nicht  
die Abdrücke auf einer Seele ohne Körper  
nicht die Abdrücke auf einem Körper

ohne Seele  
und die Fingerabdrücke auf Mamas Seele?  
wenn sie es wüsst? schaut sie ihr zu, von  
oben?

**In Czeske Velenice, dem tschechischen Teil von Gmünd in Niederösterreich, wurde vor einiger Zeit in einer Schottergrube die verstümmelte Leiche einer Prostituierten gefunden. Die Frau hatte wegen einer meldepflichtigen Geschlechtskrankheit Angaben über ihre Sexualpartner bei der Gesundheitspolizei machen müssen. Dabei tauchte ein Buch mit Namen, Telefonnummern und Sonderwünschen auf. Das Buch ging der Polizei verloren. Das Ermittlungsverfahren in diesem Mordfall wurde nach wenigen Tagen eingestellt.**

Im Whirlpool, Zimmer zwei, eine Frau, die den Faden zwischen Körper und Seele verloren hat

verloren? verkauft? verschenkt?  
doch beide zusammen, Seele und Leib, verdammt  
zum Zusammensein

Oben an der Bar einer Eros Dream Bar meint Joe, der Barkeeper: »Dem Falco seine Jeanny ein Vergewaltigungslied? Was ist denn das für ein Emanzenscheiß?! Biene – da geht's um eine Entführung!« »Ja, die entführen's und dann legens'as wie's Schneewittchen in den Glassarg«, sagt Sabine. Und irgendetwas in ihrem Kopf denkt an den Preis für Diskontbettwäsche.

Ein roter Faden hängt vom Samtvorhang in einer Bar, an einer Stelle, an der kein Fenster nach draußen geht.

*Helga Pregesbauer*

## Drei Begegnungen mit Wien

1

»Haben Sie sich bei der Firma abgemeldet?« Die unwirsche Frage von einer hübschen Angestellten mit spitzer Nase, kleinen Augen, streng gebundenem Haar, rosa Top und engen Jeans an den vor ihr stehenden Ausländer in denimblauem, bauschigen Arbeitsanzug war mit allerhöchster Geschwindigkeit hingeschleudert. Der Mann, an die vierzig, tief gebräunt, lockiges, zerzaustes Haar, mit dunklen, todtraurigen Augen antwortete nicht. Die beschäftigte Ungeduld saß verständnislos einer schweigsamen Ohnmacht gegenüber. Sie wiederholte ihre Frage, diesmal noch schneller. Auch ihr Ton änderte sich, er wurde ätzend, fast zum Schrei. »Können Sie Deutsch?« Der Ausländer, unruhig und zutiefst verlegen, trat von einem Fuß auf den anderen. Angeklagt stand er da und wollte seine Schuld nicht zugeben. Letztendlich käme das einem Geständnis der eigenen Dummheit, der eigenen Wertlosigkeit und Untauglichkeit gleich. Und wer will die Tatsache, dass er ein Idiot sei, schon preisgeben? Wer will sich auf diese Art entblößen? Offensichtlich hatte er nicht mit so einem Empfang, und vor allem nicht mit der feinen, freundlichen Wiener Art gerechnet.

Ich erinnerte mich an die Zeiten, als ich zum ersten Mal nach Wien kam. Ich konnte kein Deutsch, konnte es mir nicht leisten einen Kurs zu besuchen, konnte nicht einmal begreifen wozu man Nominativ, Akkusativ, Genetiv oder Dativ eigentlich braucht. Ich verstand nur Bahnhof und hatte Schwierigkeiten, einen einfachen Satz zu formulieren. Ich erinnerte mich an die Schweißausbrüche, die ich damals hatte, die Angst, die Verwirrung, mein Gefühl von Scham, Hilflosigkeit und vor allem Demütigung.

Es war die Hölle. Ich überlegte, ob ich eingreifen sollte oder nicht. Sollte ich die junge Dame darum bitten, ein bisschen langsamer zu sprechen? Dann hätte sie mich auch wahrscheinlich angeschrien. Aus Feigheit schwieg ich.

Nach einer kurzen Pause ging der Ausländer nach Hause. Mit schleppe dem Gang und gesenktem Kopf, besiegt, gedemütigt.

2

Ich kam in ein etwas uriges, typisch wienisches Lokal ums Eck, um meinen Freund, den Schlosser, zu grüßen. Ich beging den Fehler, meinen »Standard« auf die Theke zu legen. Unweit meines Freundes stand ein Pensionist, der in seiner schwarzen Lederjacke und Mütze jungendlich wirkte. Er zeigte sich höchst erzürnt: »So was lesen Sie?« »Manchmal. Meistens nur die Kinoseiten.« Ich wollte nicht erklären, dass ich ihn auf der Viennale geschenkt bekommen hatte. Das wäre einem Geständnis eines Privileges gleichgekommen. »Ich bin ein Prolet.« Der Herr belehrte mich. »Ich lese so was nicht. Was interessiert mich das?« Ich überlegte, ob ich eingestehen sollte, dass ich den »Standard« auch schlecht fand. Der Mann war voll in Fahrt, und wer hätte ihn bremsen wollen? »Lesen Sie die Kronenzeitung! Da steht alles drin. Da ist alles klar geschrieben. Was interessiert es mich, was in Aserbajdschan los ist? Das ist nur für Akademiker!« Da konnte ich leider nicht schweigen. »Die Kronenzeitung«, erwiderte ich, »ist ein Schwachsinn.« Er war über meine Kühnheit und Keckheit überrascht und wandte sich an den Schlosser, der ruhig sein Achterl trank und mit dem Wirt plauderte. »Und das ist ein Freund von dir?« »Ja.« »Schön

für dich. Woher kommen Sie?« Ich hatte seine Neugier erweckt. »Deutschland?« Ich fühlte mich geschmeichelt. Ich erzählte ihm unverblümt, dass ich in Paris aufgewachsen bin und seit 15 Jahren in Wien lebe. Er war im höchsten Maße erstaunt und eine Zeit lang schwieg er. Nach einer Weile sprach er wieder. »Sie müssen Österreichisch lernen.« »Das würde zehn Jahre dauern!« »Es ist gar nicht so schwer. Ein Kollege von mir, der hat es binnen kürzester Zeit gelernt.« Wollte ich das? Wollte ich »Österreichisch« lernen? Ich überlegte es mir kurz. »Nein. Zu viel Arbeit.« Mein Freund und ich lachten. Der Pensionist schwieg und trank weiter. Dann drehte er sich um. Er erzählte von seinem müßigen Werdegang, wie er nicht mehr früh aufstehen musste und wie er gerne am Abend von einem Stammlokal zum anderen wanderte. Was mir unklar blieb war, was genau mit seiner Frau passiert ist. »Es war so: sie oder ich«, erzählte er. Hat er sie ermordet? So, wie die Tochter meiner Nachbarin, die von ihrem Mann ermordet worden ist? Der Rätsel blieb ungeklärt. Der Pensionist wurde unruhig, als ob er bereits zu viel verraten hätte und es war ihm sofort klar, dass er mir unheimlich geworden war. Als mein Freund mir mitteilte, dass er abhauen wollte, verließen wir fluchtartig das Lokal. Der Pensionist verabschiedete sich nicht einmal. Er trank einfach weiter.

3

Ich fand sie am Gehsteig, unweit vom Lokal liegend. Es muss um Mitternacht gewesen sein, und es war kalt. Eine solche Nacht überlebt man nicht unter freiem Himmel, der Frost lag bereits am Boden. Kalter Nebel bildete sich und

mein Atem dampfte – ich konnte also nicht einfach weitergehen. Ich versuchte sie dreimal allein zu heben, aber sie war viel zu schwer. Und: Sie wollte nicht wirklich, dass man ihr hilft. Ich stellte ihr Fragen. Sie antwortete nur ab und zu und gab Fetzen von Sätzen von sich. Sie war an die Fünfzig, hatte ein aschgraues Gesicht mit vielen, tiefen Falten, großer Nase und vollem Mund, auf keinem Fall eine Schönheit. Ich fragte sie, wo sie wohne. Glücklicherweise nicht weit, es muss ungefähr hundert Meter entfernt gewesen sein. »Sie müssen versuchen aufzustehen, alleine schaffe ich das nicht.« Aber sie wollte sich nicht bewegen. Sie wollte nicht weiterleben. Sie erzählte mir, wie beschissen das Leben sei. Sie wollte aufgeben. Sie konnte ihr Leid und ihren Kummer nicht mehr ertragen. Sie wollte vergessen. Alles. Sie wollte ihr Leben, ihre Vergangenheit, ihr Leid mit einem Schlag und für immer auslöschen. Durch Saufen. »Das geht vorbei«, sagte ich. Ein Auto hielt an. Zwei Jugendliche stiegen aus, gingen lachend zum Automat,

spielten laute Musik und waren schnell wieder weg. Fünfzehn Minuten verstrichen und kein Mensch kam. Aber dann ein Wunder: Ein junger Mann Anfang zwanzig, in langem schwarzen Mantel und Punkfrisur kam auf der anderen Seite der Straße vorbei. Ich rief ihn: »Es gibt ein Problem! Können Sie mir bitte helfen?« Mit einem Blick sah er, was los war. Zusammen hoben wir sie auf und stützten sie unter ihren Armen. In der Tat war es nicht weit zu ihr und wir lachten und scherzten auf dem Weg. Die Suche nach ihrem Schlüssel dauerte eine kleine Ewigkeit. Wir gingen die hell beleuchteten Stiegen hinauf in den vierten Stock. Als wir die Tür aufmachten, war ich überrascht: Es war eine helle und eigentlich schöne Wohnung, und alle Lichter brannten.

Die Tür war zu, die Aufgabe erledigt. Beim Hinunterlaufen erzählte mir der nette, junge Mann, dass er seine letzte U-Bahn versäumt habe. »Was soll's«, lachte er, »so was muss man halt machen, oder?«

*Francois Bourdin*



*Die neue Stimmgewitter-CD jetzt bei Ihrem Augustin-Kolporteur/Ihrer Kolporteurin, oder bei [redaktion@augustin.or.at](mailto:redaktion@augustin.or.at) bzw. [www.stimmgewitter.org](http://www.stimmgewitter.org) zu bestellen*

## Ich glaube, ich bin unterwegs

**I**ch habe die Wahl zwischen einem normalen Leben und weiterem Leiden in meiner Infantilität, wodurch ich viel Liebe erfahren darf.

Frau St., eine weltliche Nonne, sagte am Telefon zu mir, meine Erkrankung habe einen besonderen Sinn, als ob ich prädestiniert sei, für andere zu leiden. Ich sagte: »Nein danke. Ich will das nicht! Ich werde mich in nächster Zeit mit Dingen beschäftigen müssen, die Normalität und Regelmäßigkeit in den Tagesablauf bringen, ich werde viel rausgehen, zu meinem Bruder fahren usw.«

Manchmal frage ich mich: Was ist mit mir geschehen? In den letzten drei Monaten ist mir so vieles widerfahren: Ich hatte zwei Monate hindurch eine schwere Depression mit allen anderen lieben Folgeerscheinungen, und ich musste mir eine neue Persönlichkeit aufbauen – das klingt schon so wahnsinnig. Ich musste die Tage am Abend für den nächsten Tag aneinander hängen, man wird das kaum nachvollziehen können. Ein Horror. Ich habe mich total umstrukturiert. Es ist alles so mit mir geschehen.

Ich lebte eine Zeit lang alle Rollen, welche eine Frau spielen kann, durch. Kind, Frau, Weiblichkeit. Dreimal am Tag Veränderung, Leben in Stationen. Und immer die Frage: Wer bin ich eigentlich? Ich habe keine Identität. Jeden Abend die Angst: Wie wache ich auf, als was wache ich auf? Ich musste mich dauernd selbst in Balance bringen. Und jetzt

kann ich es, das ist wie Bauchtanzen. Man muss seine körperliche Mitte wieder finden, den Körper als Einheit erleben.

Heute ist Sonntag. Nun genieße ich meinen momentanen inneren Frieden, ich bin eine Einheit, und ich wünsche mir: einen Urlaub.

Um mich vom Sommer zu verabschieden, esse ich jetzt symbolisch ein Eis und versuche dann, die Erinnerungen an diese Zeit auf Eis zu legen.

Ich glaube, meine Geschichte fängt erst an. Und ich freue mich und bin auch neugierig, wie es weitergeht. Ich sage zu mir heute: Nur Mut! Vielleicht lasse ich euch weiter an meinem Leben teilnehmen, ich glaube sogar: Bestimmt tue ich das.

Heute habe ich dieses wunderbare Erlebnis, nach langer langer Zeit ausgeglichen zu sein, eine Einheit und Zufriedenheit zu spüren. Das größte Geschenk, das man sich selbst machen kann, und jeden Tag ein bisschen glücklich sein. Kann das mein Lebensmotto werden?

Egal wie schlecht es mir geht und selbst wenn ich mich einmal nicht ausstehen kann: Ich habe gelernt, dass ich mir meine Talente bewusst mache und dass ich vielleicht ein wichtiges Bindeglied bin zwischen meinesgleichen und den so genannten normalen Menschen in der heutigen Gesellschaft.

Ich möchte auch noch schreiben, welche Entwicklungen ich in der letzten Zeit, in den

letzten Wochen gemacht habe. Auf meiner Entdeckungsreise, mich besser kennen zu lernen, habe ich die schöne (abgesehen von den Zuständen) Erfahrung machen können, wie einzigartig das Wunder Mensch eigentlich ist. Ich habe eine andere Betrachtungsweise zu den Menschen gewonnen. Ich kann sie nicht mehr danach beurteilen, ob ihr Gesicht hübsch ist. Ihre wahre Schönheit zeigt mir ihre Ausstrahlung, der Spiegel ihrer Seele. Schönheit ist für mich, wenn man liebt, positive Erlebnisse reflektiert, mit sich selbst im Reinen ist. Was man mit einer schönen Ausstrahlung erreichen kann, darüber brauch ich Ihnen nicht zu erzählen! Aber wo die Liebe fehlt, da kann nichts wachsen.

Ich möchte Menschen Mut machen, die Krisen bewältigen müssen. Meine Erfahrungen und mein eigenes Schicksal zeigen eigentlich auf, dass jeder die Chance hat, sich zu ändern.

Als Aufgabe stelle ich mir in nächster Zeit, einfach zu leben, meine alltäglichen Dinge zu erledigen, auf mich zu schauen – auf meine innere und äußere Schönheit natürlich auch, Freundschaften zu pflegen und mir zwischendurch Zeit zu nehmen, um eine ganz wichtige Nummer zu wählen und vielleicht etwas Positives zu berichten. Und für heute bin ich zufrieden.

Ich glaube, ich bin unterwegs ...

*Heidmarie Ithaler-Muster*

MUSEUM FÜR DEN AUGUSTIN

FÜHRUNG IN DER GERTSCH-AUSSTELLUNG

**K**ann ein Maler sein Bild noch fotografischer malen als ein Foto? Franz Gertsch kann es!! Der 1930 in der Schweiz geborene Maler und Grafiker Franz Gertsch ist der führende europäische Fotorealist, und bei dem Hervortreten dieser meint aus US-amerikanischen Malern bestehenden Stilrichtung 1972 bei der documenta (Kassel) hat Gertsch großes Aufsehen erregt. Die Fotorealisten wollen in ihren großformatigen Malereien die Fotografie an Detailgenauigkeit, Bildschärfe, Perspektiven u. a. noch übertreffen. Franz Gertsch malt in monatelanger Arbeit mit Hilfe von Diaprojektio-

nen meist Freunde und Freundinnen aus dem KünstlerInnen-Milieu und der Bohemeszene. Eine Führung für Augustin-VerkäuferInnen und -LeserInnen mit dem Kunsttheoretiker Dieter Schrage im Rahmen seines Projekts »Museum für den Augustin«.



FOTO: MUSEUM LUDWIG/KÖLN

**Wann?** Freitag, 26. 1. 2007  
**um 15 Uhr**  
**Wo?** Museum moderner Kunst  
 im Museumsquartier (Museumsplatz 1)  
**Eintritt frei**

Stellungnahme

- Werter AMS-Betreuer
- Ich will nicht
- Betreuer beim AMS \*)
- Trainer von AMS-Kursen\*)
- Testeinkäufer \*)
- Controller einer Pizza-Kette \*)
- Portier im Bordell \*)
- Hausmeister bei einer rechtsextremen Partei \*)
- Schwarzkappler
- Tellerwäscher mit Praxis \*)
- Küchenhilfe mit Praxis \*)
- Prosekturhilfe \*)
- Mitarbeiter eines Pyramidenspiels \*)
- Polizeianwärter
- Arbeiter in der Rüstungs- oder Chemieindustrie
- Berufssoldat
- Oder MinistersekretärIn\*)
- Werden
- \*) Vom AMS aus musste ich mich um diese Stellen bewerben

- Tellerwäscher mit Praxis  
(aber mir fehlt leider die Praxis)
- Küchenhilfe mit Praxis  
(aber mir fehlt leider die Praxis)
- Prosekturhilfe  
(doch fürchte ich, bei diesem »Job« Alkoholiker zu werden)
- Mitarbeiter eines Pyramidenspiels  
(aber leider taugt ich nicht zum Betrug)
- Polizeianwärter  
(um Missstände in diesem Betrieb aufzuzeigen)
- Arbeiter in der Rüstungs- oder Chemieindustrie  
(um Sand ins Getriebe zu streuen)
- Berufssoldat  
(um die Soldaten zum Abrüsten zu animieren)
- Oder MinistersekretärIn  
(um dem Herrn Minister in seinen täglichen Morgenkaffee spucken zu können)
- Werden

alexander weiss

Korrektur:

- Ich will
- Betreuer beim AMS  
(um Arbeitslose zu trösten und zum Widerstand gegen die herrschenden Verhältnisse zu ermuntern)
- Trainer von AMS-Kursen  
(um sie zu überzeugen, sich als »ArbeitslosensprecherIn« und bei anderen Initiativen zu organisieren)
- Testeinkäufer  
(um den Kolleginnen ausschließlich Bestnoten zu vergeben)
- Controller einer Pizza-Kette  
(um den Kolleginnen ausschließlich Bestnoten zu vergeben)
- Portier im Bordell  
(um eine Prostituiertengewerkschaft zu gründen)
- Hausmeister bei einer rechtsextremen Partei  
(um regelmäßig in den Büros meine Notdurft zu verrichten)
- Schwarzkappler  
(um alle Schwarzfahrer laufen zu lassen)



# Und ewig lockt die Stute

*Wie ein Magnet wird Augustin-Original Engelbert (Angelo), aufgewachsen im Traisental, von der mediterranen Zone angezogen. Fast immer bestimmte das Tempo des begleitenden Esels die Vagantengeschwindigkeit. Die Tour nach Santiago de Compostela liegt elf Jahre zurück, aber sie zählt zu den unvergesslichen Erlebnissen Engelberts. Wir setzen seine Reisenotizen fort. Frühling 1995, Südfrankreich.*

**D**as Entlangwandern der Eisenbahnstrecke Toulouse-Tarbes hatte ich satt ... Ich beschloss, die Pyrenäenflanke zu benützen. Die Entscheidung war richtig, damit konnten wir das allzu fade Flachland den Fußmaroden der Völkerwanderung überlassen. So bewegten wir uns also von St. Gaudens Richtung SW, kamen ins höher gelegene Land mit gutem Gras und trafen am Abend in St. Bertrand des Comminges ein. Ich setzte Fripon, meinen Esel, in eine grüne Ecke und nahm an einer Besichtigung der Kathedrale teil. Hier erfuhr ich unter anderem, dass Holz- oder Steinskulpturen in der Antike und im Mittelalter mit unseren Comics-Heften zu vergleichen seien und auch dazu dienen, geschichtliches Material der zum Teil analphabetischen Bevölkerung zu übermitteln.

Montag, 20. Mai 95. Wir wandern gemütlich durch das schöne Pyrenäenland. Schöne Aussicht über Parks, Getreidefelder und Dörfer, wo gerade Heu eingefahren wird. Meist mit Traktoren, manchmal aber mit Kuhgespannen! Leuten, die an derartigem Retro interessiert sind, kann ich übrigens empfehlen, am 1. August in St. Gironde zu sein. Hier werdet ihr Olivier Campardou begegnen, der mit seinen Maultieren Eis aus den Bergen herunterbringt, der aber auch mit seinen 50 Eselsstuten jährlich 10 Tonnen Eselsmilch-Seifen herstellt, die er dann weltweit verklopft. Bs nach Japan!

Und so kommen wir nach Escaladieu, wo Halt gemacht wird. Auf einer gemähten Wiese! Anschließend geht's nach Barbazan Debats, dann kommen wir nach Laloubere. Vor dem Ponyclub Evasion, den es inzwischen nicht mehr gibt, gab's damals ein dichtes Himbeergestrüpp, das Fripon und ich zeitig am Morgen unverschämt abernteten! Einzug in die Kopfabsteigergemeinde Odos. Nachricht in der Depeche du Midi: »Falls sie sich nach Odos begeben: Achtung, Gefahr! Odos ist das Dorf der Kopfkürzer!« Was war geschehen? In Odos gibt es das Zentrum Don Bosco. Es ist ein Stützpunkt für »asoziale Elemente« aus der Sicht der tatsächlich Unsozialen, nämlich der Odooser Spießbürger. Nun, der Direktor des Zentrums war der Spitzenkandidat der Neo-Gaullisten und

Madame Blanche die Spitzenkandidatin der Sozialisten. Bei der Gemeinderatswahl hat die gesamte Bevölkerung die beiden Spitzenkandidaten gestrichen, so dass sie nicht einmal in den Gemeinderat einzogen. Dagegen wurde jener Mann, der dreimal versucht hatte, Bürgermeister von Odos zu werden, jetzt ganz mühelos Ortsoberrhaupt (den Seinen gibt's der Herr im Schlaf).

Wir kamen an, und Fripon wurde zum Gaudi-um der Kinder in die Kindergartenwiese gesetzt. Beim Aufenthalt im Center Don Bosco lernen wir Vicente kennen. Der Andalusier wird uns 110 km lang bis nach Spanien begleiten.

## Wie uns Fripon, der Esel, das Leben rettete

Am 22. Juli geht's Richtung Lourdes weiter, wo wir am Samstag um 13 Uhr eintreffen. Neben anderen »Pilgern« jausnen wir auf einer Wiese. Plötzlich höre ich den Schrei: »Hey! Laisse notre vin!« Was war passiert? Fripon, friedlich grasend, hat sich langsam an eine Weinflasche herangemacht und sich über sie hergemacht. Er nahm sie ins Maul und soff!! Darüber mussten die »Pilger« herzlich lachen.

Tags drauf ging's auf einer stillgelegten Bahnstrecke nach Argeles Gazost. Hier ließen wir uns auf einer gemähten Wiese nieder und plötzlich begann es zu gießen, zu blitzen und zu krachen. Wir rafften unsere Siebensachen zusammen und versuchten auf einen nahen Hangar zuzulaufen, doch Fripon verweigerte eisern – und wir nahmen eine Dusche. Plötzlich schlug der Blitz in den Hangar ein. So rettete uns Fripon das Leben.

Über Seitenstraßen ging es nach Luz St. Saviour, und hier begann der Anstieg nach Gavarnie, wo wir inzwischen die allzu befahrene Touristenstraße verließen und Richtung Vierge de la Neige – Schneejungfrau – hochstiegen und in einem Kuhstall übernachteten. Tags darauf kamen wir wieder auf die Hauptstraße und durchquerten Gavarnie, einen der Bilderbuchorte des touristischen Frankreich. Dort bricht die kleine Gave aus dem Felsen hervor und stürzt sich 400 Meter auf uns herab! Die Sage berichtet uns, dass der liebe Roland wieder mal von finsternen Mohren bedrängt war und dass er sich mit dem Schwert einen Ausweg in die Felsen schlug. Nun ist die mittelalterliche Berichterstattung ebenso seriös wie die der deutschen Bild-Zeitung!

Eiligst brachten wir das ärgerliche Spießbrutenlaufen mit unserem heißen Fripon zwischen keilenden Stuten hinter uns und kletterten zur Schutzhütte hoch, wo wir übernachteten wollten.

Doch es war kein Platz frei. Wir erfuhren, dass sämtliche Pferde und Esel in Gavarnie nachts über einfach freigelassen werden! Schreck, lass nach! Was macht man in einem

solchen Fall mit einem heißen Hengst? Flucht war angesagt! Schnell Fripon bepackt und hoch geht's auf 1800 Meter Seehöhe. Hier steht auf der Wiese ein eisernes Schafezählgerät, und das kommt uns gerade recht, denn da sperren wir Fripon hinein! Das Gras ist gut. Auch wenn 1000 rossige Stuten kämen: Fripon könnte seinen Veitstanz tanzen, aber gegen Eisenbarren läuft nichts – und wir feiern bis morgen früh mit italienischen Touristen. Dann schlafen wir auf der Holzterrasse des Restaurants zwei Stunden, und kurz bevor die Schafe kommen, geht's weiter auf den Kamm hinauf.

Oben angelangt schauen wir nach Süden, und irgendwie kommt uns das Land spanisch vor.

Und es ist spanisch. Montag, 7. August 1995 – ahora bajamos por la española. Von 2080 Meter Höhe geht's erstmal hinunter auf 1900 Meter zur Schutzhütte. Diese ist arg versaut, und wir machen vor der Schutzhütte Brotzeit, während Fripon frei gras. Das Gras muss hier enorm gut sein, denn Fripon tut sehr genüsslich. Man sieht, wie es ihm schmeckt. Es ist aber auch wirklich schönes Gras. So was Gutes gibt es im Flachland nicht.

Dann geht es über eine sehr gefährliche Geröllhalde! Man soll die Touren, die durch so ein alpines Gelände führen, so anlegen, dass man die schwierigsten und gefährlichsten Abschnitte etwa zwischen 7 und 10:30 Uhr hinter sich bringt. Später ist das Gestein so aufgewärmt, dass es sich löst und in Bewegung geraten kann. Dies ist bei uns eine Gewohnheit geworden, die ich sogar drunten im Flachland einhalte. Sie stimmt mit dem Rhythmus aller Grasfresser perfekt überein. Wir haben nun die Geröllhalde hinter uns und steigen zwischen den Fichten hinunter zum Camping San Nicola, wo ein kurzer Halt auf dem Programm steht. Den Bach entlang geht es Torla entgegen. Während des Spanischen Bürgerkriegs war das einer der bevorzugten Fluchtwege für die Republikaner. Und Schmuggler brachten hier ganze Pferdeherden nach Frankreich hinüber! Es ist auch eine der leichtesten Wege, man braucht die Tiere nur in den Graben hineintreiben und sie können dann nur in Frankreich herauskommen. In Torla trennen sich unsere Wege. Vicente verlässt uns.

Fripon und ich schlafen auf einer Wiese und am nächsten Tag geht's in ein verlassenes Dorf hoch. Hier mache ich Siesta und lasse Fripon frei grasen. Das war aber gar zu leichtsinnig. Denn als ich die Augen wieder aufmache, ist Fripon weg! Nicht nur dass ich jetzt mein Gepäck selber schleppen muss – eine ganze Woche schwirre ich im Kreis und frage alle Leute, ob sie einen Esel gesehen hätten. Nach einer Woche erfahre ich, dass Fripon mit einem anderen Eselhengst von der Guardia Civil in Torla aufgegriffen und bei einem Bauern eingestellt wurde.

Engelbert  
angelocapraio@libero.it

# Wer glaubt, gewinnt

**N**eulich am Stammtisch erzählte Emmi eine Geschichte, die allen in der Runde bekannt vorkam. Sie alle waren schon einmal »Gewinner«, und sie alle konnten sich aus mit Veranstaltungen vom Typ »ohne Kaufzwang«. Entsprechend ätzend waren ihre Bemerkungen. Emmi ließ sich aber nicht aus dem Konzept bringen und erzählte ihr Erlebnis:

Vor Weihnachten bekam ich eine Mitteilung, ein Gewinnzertifikat. Ich sei die glückliche Gewinnerin von 1500 Euro. Es handelte sich um einen Reisegutschein in diesem Wert. Das ist aber nicht alles, man sollte sich zu einem festlichen Abend, der in einem Gasthaus um 19 Uhr stattfindet, telefonisch anmelden. Die ersten fünfzig Anrufer bekommen eine Digitalkamera, jedes Paar, egal ob Ehepaar oder nicht, bekommt einen Staubsauger und noch ein Geschenk im Wert von 89 Euro dazu. Es ist keine Werbefahrt und es gibt keinen Kaufzwang. Als Krönung dieses festlichen Abends kriegen der Gewinner und alle Gäste, die man mitbringt, noch ein erstklassiges Menü dazu, wichtig ist, das Zertifikat nicht zu vergessen.

Weil ich keinen Partner habe und mir diese Geschenke aber nicht entgehen lassen wollte, überredete ich meine Tochter mitzugehen, sie sollte auch ihre Freundinnen mitnehmen. Die eine war zur dieser Zeit nicht da und die andere sagte, nein danke, es habe ihr gereicht, als sie einmal mit ihrer Oma zu einer komischen Veranstaltung ging, wo man versuchte, den alten Menschen jeden Blödsinn anzudrehen. Aber sollte das mit dem Staubsauger doch stimmen, dann könnten wir ihn ihr schenken, weil ihrer kaputt ist. Ist gut, versprach ich ihr großzügig, und nur aus diesem Grund ging meine Tochter dann doch mit.

Sofort beim Eingang nahm uns eine Frau die Gewinnbeweise ab. Bei unserem Tisch saßen ein älteres Ehepaar und eine junge Frau. Von den fünf Leuten auf unserem Tisch waren schon drei Hauptgewinner. Bei dem Ehepaar handelte es sich um echte Profis auf diesem Gebiet. Sie gaben uns einen guten Rat, nicht an alles zu glauben, was der Kaspar uns da vordichtet. Insgesamt waren vierzig Gäste da, also theoretisch hatte jeder eine Chance, die Digitalkamera zu bekommen.

Um mich kürzer zu fassen, sage ich

nur: An diesem Abend war die Konstellation der Sterne schlecht. Oder es lag an dem Umstand, dass alte Leute, die hungrig sind, recht grantig werden. Der Vertreter versuchte, uns Bettzeug anzudrehen, das konkurrenzlos billig sei und nur lächerliche 1999 Euro koste, aber weil seine Firma so großzügig zu ihren Kunden sei, dürfe er mit dem Preis – und das nur heute Abend – runtergehen, und zwar auf sagenhafte 999 Euro. Eine wunderschöne Edelstahl-Topfgarnitur bekomme jeder Käufer noch dazu. Und das Publikum? Anstatt die fantastische einmalige Gelegenheit zu nutzen, fragte eine Frau beinhart, wann denn endlich das Essen komme. Ein Mann nutzte die so entstandene Unterbrechung und wollte unbedingt sofort wissen, wann die Kameras und die Staubsauger verteilt werden.

Die nächste Frage, nämlich *w a s* wir zum Essen bekämen, warf den Vortragenden total aus der Bahn. Die Spannungen waren nun offensichtlich. Den zweiten Teil des Programms moderierte eine junge Frau. Jetzt ging es um einen raffinierten Reiseverkauf, vom Gewinn für 1500 Euro für eine Reise war keine Rede. Damit alles korrekt ablaufe, wurden acht Gewinner gezogen, die für eine wunderbare viertägige Reise statt 699 nur 299 Euro zu zahlen hätten. Inzwischen war es 21.30 Uhr geworden und das Publikum lauter. Alle wollten essen und die Geschenke haben. Wer geglaubt hatte, dass jeder einen Staubsauger bekommen würde, der habe nicht richtig lesen, sagte uns die Frau.

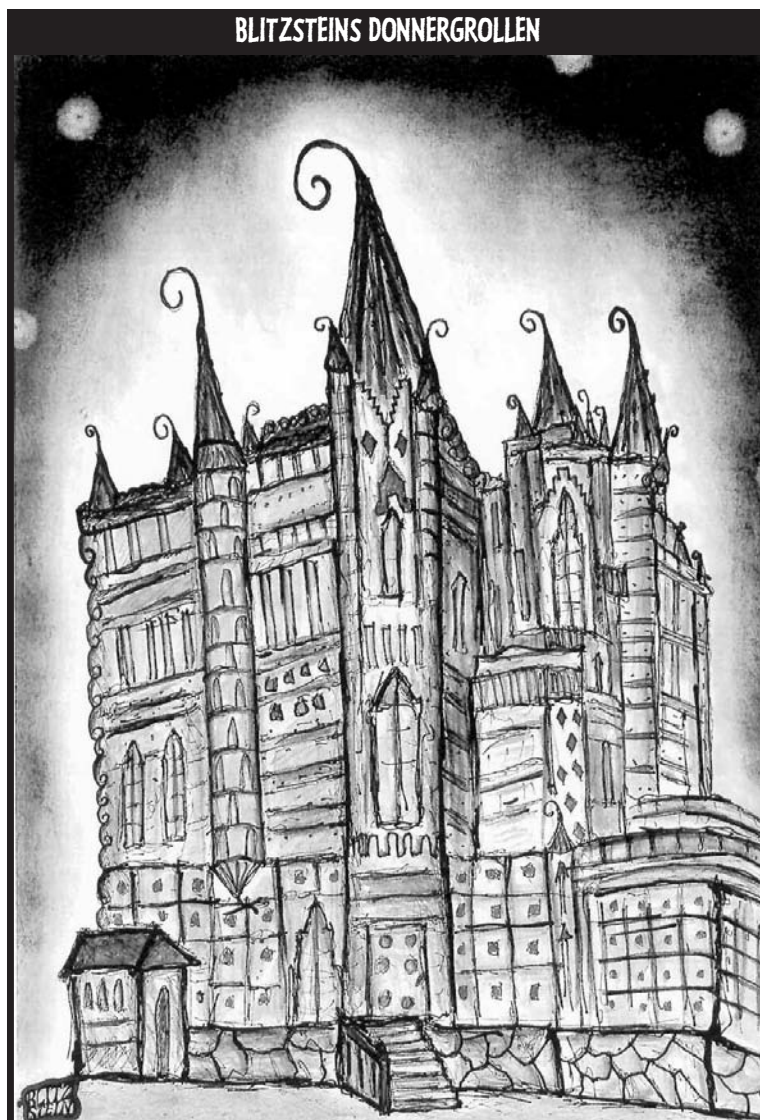
Durch Ziehung wurde eine Frau für den Staubsauger bestimmt, weil sie jedoch ohne Partner da war, bekam sie ihn nicht. Ein peinliches Theater folgte, denn die Enttäuschte versuchte die Veranstalter zu über-

zeugen, dass ihr Ehemann eh mitkommen wollte, aber momentan mit einer Grippe zu Hause liege. Man brauche ihn nur anzurufen, um das bestätigt zu bekommen. Sie bekam den verdammten Staubsauger trotzdem nicht. Dann wurde an die Paare das 89-Euro-Geschenk verteilt, es war eine Frauenarmbanduhr, die am Mexikoplatz nicht mehr als zwei Euro kostet. Das Essen war immer noch nicht da. Ich bin nur der Gaudi wegen da geblieben. Manche zogen sich schon schimpfend an und waren im Begriff, die Veranstaltung zu verlassen, wie eine Lawine stürzten sie aber wieder zurück, weil plötzlich das Essen doch endlich da war. Ein Minischnitzel mit einer Portion trockenem Reis.

Lydia Rabl



## STAMMTISCH-KORRESPONDENTIN



# Einbrechernostalgie

In den 60er und 70er Jahren kam der Einbrecher in Wien, Graz, Linz, München oder Köln in irgendein Haus, dessen Bewohner alle in Arbeit waren, denn Arbeitslose gab es kaum, die Wohnungs- und Bürotüren waren alt, verammelt, morsch, nur mit einem schwachen blechernen Schließblech versehen, und wenn man stärker an die Türe klopfte, riss das Schließblech aus und die Türe sprang auf. Betrat man die Wohnung, riefen das Geld in der Geldkassette in der untersten Schreibtischlade, der Schmuck im Nachtkästchen, der teure Pelzmantel im Kleiderschrank, die Briefmarken- und Münzsammlung im Bücherregal: »Bitte nimm uns mit!«

Heute kommt man in ein Haus und sieht einen Zettel beim Haustor: »Bitte schließen Sie ordentlich die Eingangstüre, in den Nachbarhäusern wurde in den vergangenen Tagen eingebrochen, und zwar am Tage!«

Es gibt kaum noch ein Haus, in dem nicht eingebrochen wurde. Ich wohne in einem uralten Gemeindebau, in dem sehr viele Sozialfälle wohnen, aber selbst hier wird laufend eingebrochen. Auf Stiege 3 wurde der billige Schmuck der Mindestpensionistin, die kaum etwas hat, entwendet. Einem Frührentner in Stiege 6, der in der eisernen Lunge liegt und dem der Arzt noch rund ein Jahr zu leben gibt, wurden während kurzer Abwesenheit bei einem Einbruch in seine Wohnung einige Schmuckstücke und andere billige »Wertsachen« entwendet. Das alles allein im letzten halben Jahr.

Auch bei mir wurde eingebrochen: Am Tisch lag vor einigen Wochen ein Schrei-

ben des Pfändungsbeamten, es wurde nachgesperrt, aber nichts entwendet (gepfändet), weil nichts Pfändenswertes da war. Komisch, für Unterhöschen von Stars würden viele tausende Euro bezahlen. Meine sind wertlos? Während meiner letzten Haft hatte meine damalige Gattin mein Konto total überzogen und das Geld verbraucht – und ich werde dafür gepfändet.

Geht man in ein Haus, in dem keine Sozialfälle wohnen, so hat jede Wohnung, ja bald jedes WC eine Sicherheitstüre aus Stahl mit Sicherheitsschloss- und Zylinder, also eine Einbrecherabwehr, die man gerade mit einem Panzer aufbrechen kann, und zusätzlich Alarmanlagen, Kameras, Bewegungsmelder etc.

Freilich, in den »Hochschulen für angewandte Kriminalität«, kurz: Gefängnissen lehrten mich kompetente Einbrecher, auch solche Hürden zu überwinden. Allerdings ändert sich die Sicherheitstechnik laufend und es gibt unzählige neue Produkte aus den Oststaaten, dem fernen Osten und aus Amerika, deren Technik noch kein Einbrecher kennt.

Und wie geht's einem Exeinbrecher wie mir heute? Seit meiner letzten Haft vor drei Jahren bin ich arbeitslos. Am Konto habe ich 30 Euro. Vom AMS werde ich schätzungsweise nur mehr rund 400 Euro bekommen, weil meine Gattin arbeitet. Bei einer Gratiszeitung bekam ich einen Job als Anzeigenakquisiteur. Ich besuchte mehrere Firmen in der Gegend der Votivkirche, aber überall wurde mir gesagt, der Chef sei nicht da und ich solle später kommen. Also fuhr ich heim, um mir mit Computer Visitenkarten mit dem Logo der Gratiszeitung zu machen, die ich in jeder be-

suchten Firma lassen wollte, damit mich die Firmenchefs anrufen. Im Briefkasten lagen einige Briefe, in welchen mich das AMS aufforderte, mich bei Firmen zu bewerben. Ich rief meinen AMS-Betreuer an, dass ich am Vortag einen Job als Anzeigenverkäufer auf Provisionsbasis gefunden hätte. Mein Betreuer meinte, Stellenangebote des AMS gingen bevor und ich müsse mich ehestmöglich bei den Stellen bewerben, die er mir zusandte.

Also schrieb ich meine Bewerbungen per Mail und bekam auch Vorstellungstermine, bei welchen mir versprochen wurde, dass sich die Firma bei mir melden würde. Aber welche Firma nimmt einen 68-Jährigen auf, wenn Unzählige herumlaufen, die um einiges jünger sind – und keine Einbrecherkarriere hinter sich haben. Die Firmen meldeten sich nach Wochen wirklich – ablehnend! Als ich mich später bei der Gratiszeitung wieder meldete, erklärte man mir, jetzt würde ich auch nicht mehr gebraucht.

Na ja, als Einbruchexperte trat ich noch vor einem Jahr öfter bei Veranstaltungen auf und gab Sicherheitstipps. Nahe liegend war also, eine Zeitschrift herauszugeben, in der einmal nicht die Polizei, sondern »Kollegen« aus der Einbrecher- und Räuberbranche, die ich aus der »Hochschule für angewandte Kriminalität« kannte, Sicherheitstipps geben und für die ich auch mit Werbeeinschaltungen aus der Sicherheitsindustrie rechnen könnte. Ich erstellte ein Konzept für so eine Zeitschrift und inserierte einmal gratis und etwa zehnmal bezahlt um Teilhaber. Das Justizministerium lobte mich brieflich für mein Konzept, konnte es aber aus budgetären Gründen nicht sponsern und verwies mich ans Innenministerium. Dieses lobte mich auch schriftlich, hatte aber ebenfalls kein Budget. Na ja, Lob ist eben billiger. Gerade das Innenministerium sollte wissen, wie wichtig Sicherheits-Prävention ist. Wenn ein Einbrecher, sagen wir, Schmuck um 5000 Euro aus einer Wohnung entwendet, bezahlt die Versicherung 5000 Euro und, sagen wir, 1000 Euro, die durch das Aufbrechen der Türe an Schaden entstanden.

Der Einbrecher bekommt für den Schmuck beim Verkauf höchstens 1000 Euro. Würde die Justiz dem Einbrecher die 1000 Euro aus seinem eigenen Lohn aus der Häftlingsarbeit bezahlen, bräuchte er diesen Einbruch nicht zu begehen.

Ernst Stummer

## BESTELLSCHEIN

AUGUSTIN



DIE ERSTE  
ÖSTERREICHISCHE  
BOULEVARDZEITUNG

für ein AUGUSTIN-Abo (25 Ausgaben)

- um 70 Euro     Geschenkabo ab 70 Euro  
 Förderabo ab 90 Euro

Name: \_\_\_\_\_

Adresse: \_\_\_\_\_

PLZ: \_\_\_\_\_ Ort: \_\_\_\_\_ Tel.: \_\_\_\_\_

Die Rechnung  
geht an:

(Nur bei Geschenkabo  
ausfüllen)

Name & Adresse: \_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

# In Ruhe bis zur Ruhe rauchen

## 14. 12.

Noch 10 Tage bis Weihnachten. Und ich sehe und höre immer öfter die Sorgen von Eltern, die einfach nicht genug Geld haben, um den Wunschzettel ihrer Kinder erfüllen zu können. Aber nicht selten ist der Computer eine Notwendigkeit. Viele Schulen verlangen, dass man an seinem eigenen PC arbeitet. Man soll auf die spätere Arbeitswelt vorbereitet werden. Ein edler Gedanke, leider gibt es immer mehr Menschen, die sich so ein Gerät aber beim besten Willen nicht leisten können. Ach, wenn es das Christkind doch wirklich gäbe!

## 16. 12.

Verkehrt man öffentlich, so bekommt man einiges zu sehen und zu hören. Was mir auffällt, sind die fehlenden Aschenbecher bei der U-Bahn. Jetzt gehen die Leute also mit der Zigarette bis zum Entwerter, finden dort keinen Aschenbecher und werfen den Leichnam ganz einfach auf den Boden. Nicht ganz fitte Obdachlose müssen dann versuchen, diese Verstorbenen wie ein Fußballer »aufzugaberln«. Nicht einmal in Ruhe zu Tode rauchen kann man sich.

## 17. 12.

Irgendjemand spricht über den nicht vorhandenen Schnee. Ich kenne da wen, der sich sehr über eine erhaltene Arbeit in einem Schigebiet freute. Eigentlich hätte er heute damit beginnen sollen. Owa schmecks! Diese ewigen Sparpakete führen heuer letztlich dazu, dass es nicht und nicht winterlich werden will.

## Noch immer 17. 12.

Apropos Sparpaket. So wie es aussieht, sparen wir uns noch bis Mitte Jänner eine neue Regierung. Aber das macht ja nichts, denn wir haben ja bekanntlich überhaupt keine sozialen Probleme im Land, die eigentlich dringend gelöst werden müssten. Doch wenn man am Futtertopf der Macht sitzt, dann hat man scheinbar andere Prioritäten. Warum wird denn z. B. nächstes Jahr das Bier teurer und Sektsteuer gab es heuer schon keine mehr? Ich habe meine KollegInnen nie Sekt trinken sehen.

## 19. 12.

Eigentlich ein heikles Thema, aber einer meiner Kollegen wollte unbedingt, dass ich das Folgende erwähne. Er ist nicht mehr der Jüngste und geht des Abends von Lokal zu Lokal mit unserem Fachblatt für soziale Ungereimtheiten. Gelegentlich ist er dann aus den verschiedensten Gründen sehr müde. Also leistet er sich ein Taxi. Wie gesagt selten, aber doch. Und so begab es sich, dass er

vom Fahrer als »Augustin« erkannt wurde und im Endeffekt nur 5 Euro Fuhrlohn bezahlen durfte. Mein Dank gilt dem unbekanntem Taxler, der selbst wahrscheinlich kein begüterter Mitbürger ist.

## 20. 12.

Im nächsten Jahr werde ich mich des Öfteren im Zoo Schönbrunn herumtreiben. Mein Weihnachtsgeschenk an mich ist eine Jahreskarte zum Preis von nur noch 29 Euro. Ich bin schon gespannt, wenn ich mein Geschenk am 24. 12. auspacke.

## 21. 12.

Es wird und wird nicht weihnachtlich. Kein Schnee weit und breit. Mir persönlich wäre das egal, aber für die Kinder wäre es schön. Außerdem hatte ich bisher noch nicht einmal Gusto auf den einen oder anderen Weihnachtspunsch. Von der Witterung her könnte man durchaus auf die Donauinsel flüchten.

## 23. 12.

Morgen ist Weihnachten. Zum letzten Mal stürmen Leute die Geschäfte und haben nur wenige Blicke für diverse AugustinverkäuferInnen übrig. Entweder bin ich ein wenig glücklos bei meiner privaten Umfrage, oder die Bevölkerung hat wirklich weniger Geld in der Tasche. Laut einer lustigen Statistik hat ja jeder Österreicher 40.000 Euro auf dem Sparbuch. Frage 1: Was ist ein Sparbuch? Frage 2: Wo sind meine 40.000? Und außerdem bin ich schon sehr gespannt, was ich mir zu Weihnachten schenke.

## 24. 12.

Hurra, ich habe von mir eine Jahreskarte für den Zoo Schönbrunn geschenkt bekommen! Das kann nächstes Jahr ja lustig werden!

## 26. 12.

Nach üppigem Weihnachtsessen und viel Ruhe können Personen ausgemacht werden, die leicht bekleidet durch die Stadt irren. Sie sind auf der Suche nach dem Schnee. Wirklich Wohnungslose sind allerdings nicht unglücklich über die derzeit herrschende Witterung.

## 27. 12.

Die Geschäfte werden gestürmt. Weil viel umgetauscht werden muss. Muss das sein? Muss so gedankenlos geschenkt werden? Muss überhaupt etwas geschenkt werden, nur weil Weihnachten ist?

## 31. 12.

Silvester wirft schon am Vormittag seine Kracher voraus. Einschlägige Fachhändler freuen sich über die Idioten, die unnötige Kra-

cher für eine unnötige Lärmbelästigung erwerben. Denn den meisten geht es ja nur um den Lärm und nicht um den Gedanken, der hinter der ganzen Knallerei steckt. Was das für einer ist, ist mir momentan entfallen. Ich kann mich vor lauter Lärm nicht richtig konzentrieren.

## 1. 1. 2007

Auf der Hohen Warte werden + 13,9 Grad gemessen. Es ist also wärmer, als im verwirrenen Juni 2006. Was unter anderem auch dazu führt, dass bis jetzt in diesem Winter noch kein Obdachloser erfroren ist.

## 2. 1.

Ein Experte für seltsame Zusammenhänge teilt mir heute mit, dass ab heuer auch beim 13. und 14. Monatsgehalt Krankenversicherung bezahlt werden muss. Außerdem fragt sich Strawy, wie das funktionieren soll, wenn man im 13. oder 14. Monat krank wird. Aber liebe Leute, es gibt auch beim AMS eine Abteilung für den 13. Monat??? Das sind angeblich Personen, die am 31. eines Monats geboren sind. Aber egal, laut Minister Bartenstein läuft ja eh alles hervorragend. Also zumindest meine Nase tut das.

## 4. 1.

Es wird über das Rauchen in Lokalen diskutiert. Und zwar in einem Lokal. Wie sollen die Tausenden Lokale denn kontrolliert werden? Und warum soll ein Langzeitarbeitsloser denn nicht rauchen? Vielleicht fällt er dann ja etliche Jahre früher aus der Statistik. Ein frohes 2007 wünscht

*gottfried01@gmx.at*



## TAGEBUCH EINES AUGUSTIN - VERKÄUFERS

### AUGUSTIN Schreibwerkstatt



Mittwoch,  
7. 2. 07  
18 bis 20 Uhr

im Häferl, 1060 Wien,  
Hornbostelgasse 6



Ein ausgewachsener Eisbär,  
kann 600 Kilogramm wiegen.